This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

49586.44.18.75

Harvard College
Library

FROM THE LIBRARY OF

Horatio Stevens White

Class of 1873

PROFESSOR OF GERMAN, EMERITUS

Received June 12, 1935

C. Viebig

Naturgewalten

Egon Fleischel & Co. Berlin

Naturgewalten

H. S. White
1905.

Von **C. Viebig** sind folgende Werke im Verlage von **Egon Fleiſchel & Co. / Berlin W /** erſchienen:

Romane: Rheinlandstöchter / Dilettanten des Lebens / Es lebe die Kunſt / Das tägliche Brot / Das Weiberdorf / Die Wacht am Rhein / Vom Müller-Hannes / Das ſchlafende Heer / **Novellen:** Kinder der Eifel / Vor Tau und Tag / Die Roſenkranzjungfer / Naturgewalten / **Theater:** Barbara Holzer. Schauſpiel / Phariſäer. Komödie / Der Kampf um den Mann. Dramenzyklus.

Naturgewalten

Neue Geſchichten aus der Eifel

von

C. Viebig

Umſchlagzeichnung und Buchſchmuck
von E. Nikutowski

Egon Fleiſchel & Co.
Berlin
1905

03-90
63

Von der erſten Auflage dieſer Novellenſammlung wurden hundert Exemplare auf Büttenpapier gedruckt und von der Verfaſſerin gezeichnet.

49586.44.18.75.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
PROFESSOR ROMYN STEVENS WHITE
JUNE 12, 1935

Alle Rechte
vorbehalten

Inhalt

	Seite
Der Lebensbaum (1903)	1
Maria und Josef (1899)	63
Brennende Liebe (1902)	97
Der Fuhrmann (1900)	135
Die Liste (1898)	159
Ein Kriegsandenken (1902)	177
Der Wolf (1901)	199
Die letzte Nummer (1904)	217
Das Kind und das Venn (1902)	247

Der Lebensbaum

Die mächtigen Kehren der Bergstraße, die in kunstvoll angelegten Windungen vom Eifelplateau zu Tal führt, kam ein Mädchen herab.

Die Welt war in Mondschein getaucht. Unruhig zitternde, züngelnde Schatten warfen die im herbstlichen Nachtwind bebenden Ebereschenbäume am Straßenrand auf das bläulichweiße, hart wie Metall schimmernde Band der Chaussee. Zur Rechten, tief unten, in den am Tag noch grünen, jetzt seltsam fahl gefärbten, kulissenartig ineinander geschobenen Schluchten, blitzte wie blankes Silber der sich siebenmal windende Wildbach. Man hörte ihn bis zur Höhe der Chaussee herauf rauschen und gegen die Steine schlagen, die, vom ewigen Anprall rund gewaschen, sein Bett füllten.

Von links her, von der mächtigen Ley, deren uralte Kraterwände, dem erhellenden Himmelslicht zum Trotz, schwarz blieben wie in finstrer Nacht und von ihrer erstarrten Lava das Mondsilber abschüttelten,

jammerten Vögel. Das Raubgeſchrei der Falken und Buſſarde war verſtummt, aber Eulen und Käuzchen mit langgezogenem ‚Huhuh —‘ miſchten ihre Stimmen unter das Pfeifen der Fledermäuſe.

Aus beengter Bruſt zittrigen Atem ſchöpfend, blieb Anna Maria Katzvey ſtehen. Jeſus, war der Weg weit! So weit war der ihr ſonſt nie erſchienen. Wäre ſie doch nur ſchon unten im Tal, wo die niedlichen Häuſer des Bädchens wie Spielzeug um die Heilquelle ſtehen! Dort unten — ach ja — bei der letzten, der weißen Villa — dort, wo der Garten am Hang hinauf grünt — wäre ſie nur ſchon dort!

Mit unruhiger Hand fuhr ſich die Junge über die gebräunte, niedrige Stirn. Näſſe perlte darauf, aber es war nicht Tau der Nacht, es war kalter Schweiß. In einem plötzlichen Bedenken zogen ſich ihre Augenbrauen zuſammen: wenn's der Herr Pfarrer wüßte! O je, der käme gleich mit Strafe und Fegfeuer für die arme Seele — — ach was, keine Sorge, dafür betete man fleißig den Roſenkranz! Eine Abhilfe mußte geſchafft werden, ſonſt — —

Als verwirre ihm Angſt den Blick, ſo ſchaute das Mädchen verſtört um ſich. Wenn's nun nicht mehr zu verbergen ging! Wenn die Tant' ſie bei den Haaren riß und ausſchimpfte, wenn die Leute im Dorf nach ihr guckten — o, ſchon alle Nacht ſah ſie die neugierig-hämiſchen Geſichter — wenn die

Kameradinnen ſie auslachten?! Nein, nein! Eine Abhilfe mußte geſchafft werden, ſonſt lieber ins Waſſer! Aber das Waſſer iſt ſo kalt — huh — und ſo naß, das Sich-Ertränken ſo ſchwer, wenn man erſt zwanzig Jahre alt iſt! Da war's doch beſſer, man ſuchte ſich eine andere Abhilfe. Ei, und wem ſchadete die denn? Niemandem geſchah ein Unrecht, niemandem ein Leides —

„O Jeß!“ Mit einem erſchrockenen Auftreiſchen fuhr das Mädchen zuſammen. Was war denn das für ein Wimmern?!

Am ganzen Leib zitternd, den Hals vorgeſtreckt, lauſchte Ammei. Horch, wieder das jammernde Rufen! Wer tat das?! Aber dann beſann ſie ſich: je, das war ja nur ein Käuzchen! Oben um die Ley flatterte das oder hockte in einer Felsſpalte.

„Haal' dei Maul!“ Sie drohte hinauf und verſuchte dabei zu lachen; aber das Lachen gelang ihr nicht, ſie war doch zu erſchrocken. Ihre Kniee zitterten, ſchwer lehnte ſie ſich an den nächſten Baum, der, von einer Laſt korallenroter Beeren überſchüttet, müde ſeine Äſte ſenkte.

Ah — Ammei guckt zu der Ebereſche hinauf — die wäre auch froh, wenn ſie ihre Laſt los würde! Und ſie rüttelte hilfsbereit.

Aber kein Schauer ging nieder, feſt blieben die Beeren droben haften, obgleich der Baum ihrer müde war.

Ein Zorn überkam ſie darob, eine wahre Wut. Mit geballten Fäuſten ſtieß ſie ſich gegen die Bruſt:

„O du dumm Menſch!“

Und dann fing ſie plötzlich an, jämmerlich zu weinen.

Ach, was war ſie doch für eine unglückliche Perſon, daß ſie nun hier rennen mußte in der toteinſamen, bitterkalten Herbſtnacht, ſtatt daheim im warmen Bett zu ſchlafen! Ach, ihren guten feſten Mädchenſchlaf hatte ſie nun nie mehr! Mitten in der Nacht ſchreckte ſie jetzt etwas auf; ſie wußte nicht, was das war, aber ſie mußte auffahren, ſich ſteil hinſetzen, die Beine hochſtemmen und die nackten Arme um die kalten Kniee ſchlingen. So mußte ſie oft ſitzen, Stunde um Stunde — die in Falten gezogene Stirn tief geſenkt — ſo lange, bis die Hähne krähten und das Morgenlicht durchs Fenſterchen dämmerte. Ach, und dann war ſie am Tage ſo müde, das Kreuz war ihr ſteif, die Lenden waren lahm; das Rübenhacken im Taglohn, das Kartoffelausbuddeln und das Futterſchneiden fürs Vieh wurden ihr ſo blutſauer!

Und wie ſollte das noch weiter werden?! Wenn Martini ins Land ritt, wurde gedroſchen beim Bauer; wie ſollte ſie dann wohl den ſchweren Flegel regieren?! Wie ihn niederſauſen laſſen mit ſteifem Arm, — der Rücken kriegt einen Ruck und der ganze übrige Körper mit — daß unterm kräftigen Schlag

die gelben Körner aus den Ähren ſpringen und die Erbſen aus ihren Schoten, daß ein Tanzen anhebt von Staub und Frucht und Spreu auf der Tenne bei Dreſchmuſik, immer im Takt?! Und wenn ſie das auch wirklich noch vor ſich brächte — mit zuſammengebiſſenen Zähnen, unter heimlichen Stoßſeufzern — wie ſollte es dann werden?! Später — ja ſpäter?!

Ei, dann war's erſt recht ſchlimm! Dann wurde nichts aus dem ſchönen Plan, ſich zu verdingen hinunter ins Bädchen, um den Fremden, die im Sommer zur Quelle kommen und reiches Trinkgeld zahlen, aufzuwarten, um ſich endlich ein neues Kleid kaufen zu können, einen Hut mit Roſen und eine Broſche für den Sonntag, die ausſieht wie Gold. Wenn ſie ſich nun vermietete für die Saiſon, mußte ſie doppelt und dreifach demütig um die Gäſte herumſchwänzeln, mußte ihren derben Tritt dämpfen, daß er ſich anhörte wie auf Sammetpantoffeln, mußte in einem fort ‚Was gefällig' und ‚Wie beliebt' ſtammeln, mußte knixen und freundlich den Mund ziehen, wenn ſie lieber geweint hätte — denn ſie mußte viel, ſehr viel Trinkgeld verdienen. So ein Wurm koſtet Geld, niemand nimmt das umſonſt in Pflege; die Tant' erſt recht nicht, die wollte ſich doch dran bereichern. Alt und ſteifknochig war die, konnte ſelbſt nichts mehr erwerben, nun würde die immerfort die Hand aus-

ſtrecken: ‚Geld! Schnaps! Wecken!‘ Da ging denn der ganze Verdienſt drauf, da blieb ihr ſelber nichts, kaum das Hemd auf dem Leibe!

Schaudernd hüllte ſich Ammei feſter in ihr Tuch. Das Körbchen, das ſie am Arme trug, als ginge ſie wie ſonſt wohl an Feiertagen zu Einkäufen hinunter ins Bad, entglitt ihr und kollerte ins Gras. Die Hände vors Geſicht ſchlagend, ſank ſie nieder am feuchten Rain und lehnte in ohnmächtigem Schmerz den Kopf hintenüber an einen Meilenſtein.

Ach, daß man auch eine vergnügte Stunde ſo bitter büßen muß! Wär' nur der Sonntag nicht geweſen, jener warme Sonntag auf Peter und Paul, an dem im Nachbardorf Tanzmuſik fiedelte und aus der ganzen Gegend, von weit her, die Mädchen zuſtrömten, um die Urlauber daſelbſt tanzen zu ſehen.

Auch ſie war mit einer Kameradin hingegangen durch die Felder, über deren junge Ähren der Frühſommerwind ſtrich, durch die blühenden Lupinenbreiten, deren goldne Farbe die goldne Sonne noch goldner machte. Durch all den ſtarken Duft der befruchteten Erde waren ſie gelaufen, lachend und ſpaßtreibend, voller Erwartung aufs kommende Plaiſier.

Wenn man die ganze Woche Werkeltag hat, genießt man den Sonntag doppelt, koſtet ihn ganz aus mit allen Sinnen.

Sie hatten ſich untergefaßt und zu ſingen angefangen, aber die Luſt auf den Tanz, das Schäkern und Lachen hatte ihnen den Atem genommen, ſie konnten nur noch kurze, helle Juchzer ausſtoßen. Und dann waren ſie hingerannt mit flatternden Röcken, gerannt, gerannt, daß nur keine zu ſpät kam.

Ammei hatte auch einen Tänzer gefunden. ‚Wilhelm‘ hieß er und ‚lieb‘ war er; das genügte ihr, nach weiter fragte ſie nichts. Sie tanzten den ganzen Nachmittag miteinander, und er beſtellte ihr Kuchen und Bier und Schnaps, ſogar ein Viertel Wein. Sie war berauſcht — nicht vom Getränk, vom Glück.

Als es Abend ward und in der dunſtigen Wirtsſtube zum Erſticken heiß, waren ſie, gleich den anderen Paaren, draußen umherſpaziert. Die Luft war ſchmeichleriſch, die Grillen zirpten, lockend-vertraulich.

Durch die weichdunkle Sommernacht ſchlichen die Paare; mancher Burſche wankte, ſein Mädchen mußte ihn ſtützen. Auch Ammeis Wilhelm war nicht mehr nüchtern — oder war es die Liebe zu ihr, die ſie aus ſeinen Blicken glänzen ſah, und die ſie aus ſeiner Rede hörte?

‚Mädche, wat bis du lief!‘

Sie hatte noch nie ſo viel zärtliche Worte zu hören gekriegt. Den heißen Kopf dicht an ihren heißen geſchmiegt, den Arm verliebt um ihre Hüfte gelegt, ſchlenderte er mit ihr abſeitige Wege. — — —

— — — „Jeſſes, Jeſſes, wat waoren ech eſu dumm!“ ſtöhnte jetzt die am feuchtkalten Rain Zuſammengekauerte und ſtützte den bleiſchweren Kopf mit beiden Händen. Aber wer hätte denn auch gedacht, daß es ſo ein böſes Ende nehmen würde?! Wo der Wilhelm jetzt wohl war? Bei den Soldaten! Das wußte ſie, mehr aber auch nicht. Von hier herum war er nicht zu Haus, nicht einmal ſeinen Vatersnamen hatte ſie im Nachbardorf erfahren können; und weiter zu forſchen getraute ſie ſich nicht. Da müßte der König ja alle ſeine Soldaten vor ihr aufmarſchieren laſſen, bis ſie den einen, den richtigen, herausfand. Nein, auf den Vater durfte ſie keine Hoffnung ſetzen, ſie, ſie ganz allein hatte die Laſt am Hals!

Ihr jämmerliches Weinen ging in ein lautes Heulen über. Das Nachtgetier an der Ley verſtummte, ſelbſt das Rauſchen des Wildbachs und das Wehen des Windes war nicht mehr hörbar. Einzig allein dies laute Geheul erfüllte die Natur.

„Ech will net! Ech will net!“

Ammei ſtieß mit den Füßen. Und dann raffte ſie ſich auf: ſchnell gemacht, nicht länger gezögert, ſchnell hinunter ins Bad, ſchnell! Hin durch den ſchlafenden Ort, hin zu der letzten, der weißen Villa, wo der Garten den Hang hinauf grünt, wo hinter dem Gitter, auf dem Raſenplatz — — — — ah,

wenn's auch nur wirklich wahr war, was das Bäbbchen ihr gesagt hatte?! Wart, wenn die gelogen hätte, die sollte fühlen, was Prügel sind!

Aber die hatte ja nicht gelogen, zugeschworen hatte die es ihr, anvertraut nach hochheiligem Schwur und Handschlag, das sie selber schon einmal dort gewesen sei. Gott sei gelobt und die Gebenedeite auf dem höchsten Thron! Was sollten denn auch sonst wohl die armen Mädchen anfangen? Ihr ganzes Leben hat sonst so eine verspielt; und kriegt sie trotzdem doch noch einen Mann, und ist der auch noch so umgänglich, vorgeworfen kriegt sie's am Ende doch, nicht nur im Streit, auch schon, wenn er nicht guter Laune ist!

Sie faltete krampfhaft die Hände und bewegte murmelnd die Lippen: „Gegrüßet seist du, Maria, Gebenedeite unter den Weibern" — —

Beten, nur beten, fleißig beten dabei! Ammei fühlte das Bedürfnis, sich des Beistands der gesegneten Jungfrau zu versichern. Und sie betete. Aber ruhiger wurde sie nicht dadurch. Sie ärgerte sich über ihre Schreckhaftigkeit; der eigene trappsende Schritt auf der steinernen Härte der Chaussee flößte ihr Furcht ein. Immer wieder blickte sie scheu zurück: folgte ihr nicht jemand? Aber nur die mächtige Ley bräute ihr finster im Rücken. Warum ihr das Herz nur so pochte? So wild hatte es ja nicht

einmal gepocht, als die erste, die schreckliche Ahnung in ihr aufgedämmert war. Und jetzt stand es gar still in eisigem Schreck.

„Huhuh!"

So hatte es ja nicht einmal still gestanden, als sie — nach durchwachter Nacht — beim Morgengrauen im Bett aufgesessen und mit verweinten Augen sich ihres Unglücks wirklich und wahrhaftig bewußt geworden war.

„Huhuh — huhuh!"

Schon wieder?! „Jessesmaria!"

Das immer rascher dahinschreitende Mädchen schlug zitternd ein Kreuz. Wie graulich die Käuzchen schrieen! Nicht bloß eines, nein, ihrer drei, vier; rechts, links, vorn und hinten.

Sie waren von der Ley herabgeflattert und wischten nun mit lautlosem Flug durch die Bäume der Straße.

Was wollten die Unglücksvögel? So jammern sie doch sonst nur, wenn sie den Tod ansagen! Sollte, mußte einer sterben? Und wer denn, wer?!

„Huhuh — huhuh — huhuh!"

Nein, das war nicht mehr anzuhören! Ammei glaubte den unhörbaren Flügelschlag schon gespenstisch an ihrem Gesicht zu fühlen; unerträglich wimmerte der unheimliche Ruf. Eisige Schauer liefen ihr über den Leib. Sie vergaß das Kreuzschlagen. Sich die

Ohren zuhaltend, rannte ſie davon, wie auf der Flucht, im Trab hinunter zu Tal.

— — — — — — — — — — — — — —

Das Bädchen lag in tiefer Ruhe. Die ſchönen Villen an ſeinem Eingang hatten die Läden feſt vorgelegt; auch aus den Dorfhäuschen, die ſich in einer geſtreckten Linie durchs ſchmale Tal ziehen, ſchimmerte kein Licht. Sie alle, die darin wohnten, hatten ſich während der Saiſon weidlich plagen müſſen; nun waren die letzten Fremden des Herbſtes entflohen, und ſie dämmerten allmählich in den Winterſchlaf hinüber. Zudem war's jetzt Nacht.

Das verſtörte, ſcheu um ſich blickende Mädchen, das jetzt durch die Gaſſe huſchte, brauchte kein neugieriges Auge zu befürchten. Wie ausgeſtorben, wie verzaubert lag der kleine Ort im Mondenſchein. Auf dem ſpitzen Dach der Kirche, die, ſtattlich, ein wenig erhöht, den Flecken beherrſcht, glitzerte jeder Schiefer gleich einem Rieſendiamant. Auch das Waſſer des Wildbachs glitzerte; aus den Kaskaden, in denen er dahinrollte, ſprühten tauſend Brillanten. Schwer lag der verſilbernde Reif der Herbſtnacht auf den braunen Blättern der Bäume, und der Bergwald, der zwiſchen Häuſern und Kirche hereinlugte, zeigte um ſeine runden Buchenkronen eine ſchimmernde Aureole.

Das einzig Dunkle im ſilberbeſchütteten Neſt

war die Geſtalt, die, ins Tuch vermummt, als ſchwarzer Schatten flüchtig dahineilte.

Gelobt ſei die heilige Schutzpatronin! Aufatmend drückt Ammei die Fauſt gegen das heftig pochende Herz. Jetzt war's bald geſchafft, die Straße zu Ende, deren gedrängte Häuſer zu paſſieren, ihr das ſchwerſte gedäucht hatte. Nun links herum!

‚Linksom,‘ hatte das Bäbb geſagt, ‚on dann ebbes dän Berg eruf, on dann bei der großen Kerch rechtsom. On lao ſtieht die Filla, dau kanns net fehlen. On dann giehſte bei't Gitter, on kuckſt, ob dat Dührche offe ſtieht, on wann et eweil net offe ſtieht, dann ſteigſte öwer dat Gitter. Noren Kuraſch, dau wills ja net ſtehlen!‘ So hatte das Bäbb geſprochen; aber mitkommen hatte ſie nicht gewollt, obgleich die Kameradin ſie vielmals gebeten hatte.

Nun, ſoweit war ja alles nach Vorſchrift gegangen — linksum — rechtsum — da war die Villa! Aber die Courage fehlte.

Da war das Gitter — da war der Garten, der den Hang hinauf grünt — da war der Raſenplatz — und da, ganz nah, mitten im vollſten Mondesglanz, er, um deswillen ſie hierhergeeilt war in Bangen und Hoffen, in Fürchten und Glauben — er, der Baum, der lebendig bleibt im Winter wie im Sommer, er, der ins Eifelland gekommen war von Gott weiß woher!

Dort ſtand er, ein wenig erhöht auf ſilberhellem Raſen — kein Buſch, kein anderer Baum rundum — und reckte ſeine nach oben gerichteten Äſte, die nicht Blätter, nicht Nadeln tragen, deren tiefes Dunkel das Licht nicht erhellte, ſchwarz und unbeweglich gegen die blanke Mondſcheibe.

Heftig atmend, die Bruſt gegen das trennende Gitter gepreßt, ſtand Ammei und ſtierte und ſtarrte.

Ah, der Baum! Wer davon trank, von ſeinen Zweigen einen Tee kochte — ſchwärzlich ſollte der ausſehen und bitterer ſchmecken als Galle und langſam durch die Kehle rinnen, klebrig wie Tannenharz — wer davon trank, wacker den bitteren Trank nicht ſcheute, der wurde der Laſt ledig.

‚Fürwaohr on enklich, bei meiner ewigen Sälig-kaat, eſu es et,‘ hatte das Bäbb geſchworen.

Der Laſt ledig — — —!

Ammei ſtreckte begehrlich die Hände aus und maß mit prüfendem Blick das den Garten abſchließende Eiſenſtaket. Das Pförtchen war geſchloſſen, aber hoch war das Gitter ja nicht, da traute ſie ſich leicht hinüberzukommen. Und doch hob ſie noch nicht den Fuß, um einen Stützpunkt zu ſuchen zum Hinüber-klettern, — vor ihren Ohren wimmerte wieder der Käuzchenſchrei, jener klagende Ruf des Totenvogels. Horch — wer ſollte ſterben, wer?!

Die Zähne ſchlugen der Einſamen aufeinander.

Durch die Nacht, von irgendwoher — kam es vom Himmel, aus der Erde hervor, mit dem Nachtwind vom Bergwald, empor aus dem Wildbach? — drang ein Weinen, ganz leise.

Dem abergläubischen Mädchen sträubten sich die Haare. Huh, wer weinte da?! Alle Spukgeschichten, die es jemals gehört hatte, fielen ihm ein. Jesus, da drüben im Bergwald, da, wo die Leyen wie Fratzen über die Buchenkronen ragen, da, wo der große Suterwald anfängt, da hauste der Sutermichel! Da ging er um. Der konnte die Stimme verstellen, weinen wie ein hilfloses Kind — nur nicht auf den hören!

Wie vorhin beim Käuzchenschrei, so hielt sich Ammei die Ohren zu und kniff auch die Augen zu in einer großen Angst. Sie fühlte, wie aus ihren Wangen alles Blut entwich. Sie wollte wieder beten und konnte nicht, wollte wenigstens ein Kreuz schlagen, aber auch das konnte sie nicht; nur so viel Kraft hatte sie übrig, um mit ihren eiskalten Händen das Gitter zu umklammern. Sie hielt sich daran fest, denn ihr schwindelte.

Durch die dumpfe Leere ihres armen Kopfes schossen schauerliche Vorstellungen in überwältigendem Gedränge: wenn der Sutermichel nun kam, wenn er sie packte?! Horch, das Wehen! Vom Bergwald herunter pustete wer! Die Blätter zitterten vor Angst.

Jeſus Maria, nur fortlaufen, raſch! Aber nein, nein, ſie mußte ja bleiben — vom Baum pflücken, vom Baume!

Mit aller Willenskraft die Augen aufreißend, ſuchte Ammei deſſen tröſtenden Anblick. Und wie ſie ihn ſo recht ins Auge faßte, ſchwand plötzlich der Spuk und auch ihre Angſt. Jetzt hätte ſie lachen mögen: ſo einfältig war's, ſich zu fürchten! Vor was denn? Nun war ſie ja hier am erſehnten Ort, hier ſtand ja der Baum, der nicht ſeinesgleichen hatte im Eifelland — geprieſen ſei er! Schnell hin und gepflückt, von den Zweigen ins Körbchen geſammelt, und dann geſchwind heimgelaufen, den Tee gekocht und — hei — getrunken!

In einem plötzlichen Entſchluß, wie angefeuert zu Mut und Tatkraft, packte Anna Maria Katzvey das Gitter feſter, gab ſich einen Ruck, einen Schwung — plumps — da lag ſie, ſchwer wie ein Mehlſack, jenſeits auf dem Gartengrund. Aber ſie hatte ſich nicht wehgetan; wohlgemut ſtand ſie auf und ging raſch, mit federnden Schritten, auf den Baum los.

Sie zitterte vor Freude: jetzt, jetzt, hatte ſie ihn! Nah, ſchon ganz nah war ihr der ſchlanke Stamm, der ſich tannengerade ins Mondlicht reckte, nur die Hände brauchte ſie auszuſtrecken — ſo! Zu greifen — o weh! Ihr Arm war nicht lang genug. Ein gut Stück über ihrem Kopf fingen erſt die unterſten

Äſte an. Die hatten urſprünglich viel weiter hinabgereicht, aber — abgeſchnitten, abgeknickt, abgeriſſen fehlten ſie jetzt alle, alle! Nur dürr herausſtehende Stümpfchen zeigten an, wo ſie einſt geweſen waren.

Mit offenem Mund ſtarrte das enttäuſchte Mädchen. Und dann machte es einen Sprung, tölpiſch in Haſt und Ungeſtüm, und dann noch einen und noch einen höheren. Ein derbes Schimpfwort drängte ſich durch die zuſammengebiſſenen Zähne, ein verzweifeltes ‚Jeſſmarijuſep‘ folgte.

Aber unerreicht blieben die unterſten Äſte des Lebensbaumes; in ſeltener Höhe hob ſich die Zypreſſe und ließ um ihren zugeſpitzten Wipfel das Mondlicht zittern.

Sprünge folgten auf Sprünge. Die haltenden Nadeln, der Pfeil flogen aus Ammeis Haar, die Zöpfe fielen lang über den Rücken und hupften mit bei jeglichem Sprung. Bald löſten ſich Strähnen. Die Röcke flatterten.

Das war ein Keuchen und Jappen, ein Recken und auf die Zehen heben, ein Langen und Haſchen und Greifen und doch in die leere Luft Faſſen. Aus der Sehnſucht war die Gier geworden: ſie mußte vom Baume haben, ſie mußte!

Wild ſah ſich Ammei um. Aber ihr Blick galt nicht der weißen Villa, von der aus der Wächter, der Haus und Garten behütete, nun die Herrſchaft

wieder in der Stadt war, ſie gut hätte ſehen können; er galt auch nicht dem Weg, den, das Gitter entlang, ein ſpät aus dem Wirtshaus Heimgehender leicht paſſieren konnte. Sie horchte nicht wie vordem ängſtlich auf jedes Geräuſch, hörte weder das Rufen der Käuzchen, noch das leiſe Weinen, noch das mahnende Wehen vom Bergwald — ſie ſah, hörte, fühlte, begehrte nur: vom Baume.

Schweiß und Tränen liefen über das erhitzte Mädchengeſicht.

„Hilf, Maria, Benedeite, hilf! Verflixter Baum, vermaledeiter Baum, ech ruppen dech kurz on klein, ech ſchlaon dech kapores!“

Wütend packte ſie den Stamm und rüttelte ihn, aber kein einziges Zweiglein ſtarren Grüns fiel herab, und die zähen Wurzeln hafteten wie mit Eiſen feſtgeklammert im Erdreich.

Da gab ſie das Rütteln auf und das Hämmern mit den Fäuſten gegen ſeine Rinde. Auf die Kniee ſinkend hob ſie flehend die Hände:

„O du heilige Jungfrau, Gebenedeite unter den Weibern und gebenedeit die Frucht deines Leibes — laoß e Blättche nidderfaalen! Noren eins, noren ein einzig Blättche, ech bitten dech!“

Aber kein Blättchen fiel. Wohl aber fiel Tau — gleich Tränen — ſchwer und hörbar niedertropfend, auf die Kreatur.

Langſam rutſchte der Mond tiefer auf ſeiner Bahn; dumpfe Schläge der Kirchenuhr dröhnten durch die Mitternacht. Da ließ ſich plötzlich ein behutſamer Tritt vernehmen. Und nun noch einer! Trippelnde leichte Mädchenſchritte waren es.

Die am Stamm der Zypreſſe in tiefer Niedergeſchlagenheit Kauernde hörte ſie nicht, ſah nicht, daß jemand nahte. Auch ſie ward nicht geſehen; über ihre Geſtalt hinweg hefteten ſich wiederum begehrliche Blicke auf den hilfreichen Baum.

Zwei Mädchen ſtanden jetzt am Gitter: eine hübſche Schlanke und eine, deren noch nicht bis zu den Knöcheln reichendes Röckchen und das vom runden Kamm zurückgehaltene, kurzverſchnittene Haar die kaum Halbwüchſige verrieten.

Die Augen in dem runden Kindergeſicht funkelten. Das war ein Spaß! Geſtern ſchon war ſie hergeſchlichen, um für die große Schweſter vom Baume zu holen, aber wenn ſie, die Luzia, auch gut klettern konnte, bis ans Grün war ſie doch nicht hinauf gekommen. Immer wieder war ſie den Stamm hinuntergerutſcht. Aber heut würde es glücken — hurra — heut hatten ſie ja eine Leiter!

„Helf mer doch, helf mer doch," wiſperte die Große ungeduldig und lud ſich die Leiter auf den Rücken. Sie lupften beide. Und die Kleine überlegte dabei: warum eigentlich die Liſa nur durchaus

und durchum von dem Lebensbaum haben mußte?! Wollte ſie einen Kranz davon winden, vielleicht für ein Grab? O je, darum brauchten ſie doch nicht ſo heimlich zu ſchleichen!

„Liſa, ſaog ehs, en Tee willſte dervon kochen, es't waohr? Für wat dann? Liſa, ſaog!"

Aber die große Schweſter fuhr ſie an: „Biſte ſtill!"

Und dann mühten ſie ſich. Geſchwind genug rutſchte die Leiter übers Gitter, aber trotz aller Vorſicht rumpelten die Holzſproſſen auf den Eiſenſtäben.

Ammei unterm Baum horchte auf: wer, wer war da?! Und jetzt merkte ſie's: ei, da waren ihrer zwei mit einer Leiter! Die wollten wohl auch vom Baume?!

„Hä!" Sie richtete ſich ſchnell auf.

Mit einem unterdrückten Kreiſchen wichen die Schweſtern zurück und ließen ihre Leiter fallen; aber nur im erſten Schreck, denn als die große Liſa die ſo ſtörend Aufgetauchte näher ins Auge gefaßt hatte, huſchte ein pfiffiges Lächeln um ihren Mund: aha, auch eine! Ei, vor der brauchte man keine Angſt zu haben!

Ungeniert machte ſie ſich daran, ihre Leiter zu richten. Die Kleine kroch behend hinauf, während ſie die auf abſchüſſigem Sand rutſchende Leiter hielt.

Ammei ſtand dabei mit gierenden Blicken. Nun

ſtreckte ſie die Hände aus — ah, ein Zweiglein fiel, und noch eins, und noch eins!

Die Kleine oben verſtand wacker zu rupfen. Jetzt — hei! — jetzt fiel ein ganzer Strauß nieder. Wie die Wilden ſtürzten beide Mädchen drüber her. Liſa vergaß die rutſchende Leiter, Ammei ihre Scheu. Beide rafften und rafften. Heiß vom vielen Bücken und mit hochwogender Bruſt ſtanden ſie ſich dann gegenüber.

„Haſte eweil genug?“ fragte Liſa.

Und Ammei antwortete, nach einem befriedigten Blick auf ihr bis zum Rande gefülltes Körbchen: „Jeſes, dat waor äwer geſcheid, ihr Mäderchen, dat ihr en Leiter gehaot hatt!“

Und dann von einem lebhaften Dankgefühl bewegt — was hätte ſie machen ſollen, wären die nicht gekommen?! — ſtreckte ſie die Hand hin: „Seid aach villmals bedankt!“

„Kein Urſach!“ Und dann pfiff die große der kleinen Schweſter: „Komm eweil erunner, Zeih! Mir haon des eweil genug! Laoſſe mir dän annern aach noch ebbes üwrig!“

„Dän annern?!“ Ammei riß die Augen auf, ſie war erſtaunt: begehrten denn noch viele andere vom Baume?!

„Olau!“ Die hübſche Liſa lachte. „Duh ſein derer mieh, als mer denkt! Net bloß hei zu Land

— wat zweifelſte? — nä, überall! Ech haon als des Grün nach der Stadt geſchickt an en Bekannte, on widder an en Bekannte von der — ech ſaon der: dat hei gedrunk, es dauſendmaol beſſer, als all die annren Middelcher, die gebraucht gänn!"

„Maanſte, maanſte wirklich?"

„Ech ſchwören druf!"

Da fing Ammei, angeſteckt von der heiteren Zuverſicht der anderen, ſich an zu freuen. Vergnügt wurde ſie und zutraulich.

Flüſternd kamen ſie beide ins Schwatzen, und die Halbwüchſige, die derweil vom Baum herabgeklettert war, ſtand dabei und hörte zu mit neugierig geſpitzten Ohren. Sie hätten wohl noch länger geſchwatzt, aber ein Geräuſch ſtörte ſie. Es kam nicht aus der Villa, auch war es nicht das Knurren eines Hundes. Ein unterdrücktes Schluchzen war's, und ein Seufzen, in der Stille der Nacht ſchon von weitem vernehmlich. Und dann ein mahnendes ‚S—ſt—' und ein ungeduldig flüſterndes Zureden.

Noch war niemand zu erſpähen — aber jetzt!

Um die Ecke des Gäßchens bog ein Paar: ein Burſche und eine Frauensperſon. Er zog ſie, und ſie widerſtrebte und ſchluchzte dabei aus tiefſter Seele. Aber ſie ließ ſich doch ziehen. Stracks kamen ſie auf den Garten zu.

„Hau," wiſperte Liſa und drückte ſich hinter den

Baum, „die kommen heihin. Ech kennen ſe net — ſe ſein net von hei — äwer ech möchten doch net in dem Mannsbild ſei Maul. Zeih, wit, wit! Eweil gitt et ſtrawätzt!“ Und die jüngere Schweſter mit ſich reißend und ihre Leiter im Stich laſſend, huſchte Liſa davon, mit der Örtlichkeit wohl vertraut, raſch hinter den Büſchen des Gartens verſchwindend.

Ammei ſtand verdutzt: was, wie? Kam denn die ganze Welt heut zum Baume?!

Überall glaubte ſie Wiſpern zu vernehmen und ſchleichende Tritte von allen Seiten. Unwillkürlich gab auch ſie Ferſengeld. Mit einem Anlauf ſich über das Gitter ſchwingend, ſetzte ſie an dem erſchrockenen Liebespaar vorüber und jagte davon wie ein Wild, das ein Schuß geſchreckt hat.

Erſt als ſie gänzlich zum Ort hinaus war, hielt ſie an. Ihren Korb mit den Zweigen feſt an die keuchende Bruſt preſſend, ſandte ſie einen triumphierenden Blick rundum:

„Heilige Maria, Moddergotts, Königin der Jungfrauen auf dem höchſten Thron — eweil gänn ech et quitt! Gelowt ſeiſte!“

* * *

Schon ſeit Menſchengedenken geht in der Gegend die Sage vom Lebensbaum, von der wunderwirkenden Zypreſſe im Garten der weißen Villa. Aber nicht

immer hilft der erlösende Trank; das mußte auch die Katzvey erfahren. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie's begriff, daß bei ihr das Mittel nicht angeschlagen hatte. Längst zeigten die Leute mit Fingern auf sie, da hoffte sie immer noch — hatte sie sich denn von dem abscheulichen Getränk nicht literweise hinabgezwungen, und waren die Zweige zum Tee nicht in hellster Vollmondnacht gepflückt, wodurch der ganz besonders wirksam werden sollte?!

Ach, nun mußte sie sich's endlich eingestehn, daß ihr der Baum nicht geholfen hatte, denn — das Kind war da.

Ein kräftiger Junge war es, der die dünnen Wände der baufälligen Hütte so durchdringend anschrie, daß er nicht zu verheimlichen war. Die Tant' machte zwar zornig: ‚Ksch, ksch' und bündelte ihn so fest ins Kissen, daß ihm bald der Odem ausging, aber es half nichts, der unerwünschte Gast schrie um so lauter.

Die junge Mutter, die blaß und elend im Bette lag, drehte sich ächzend nach der Wand. Sie mochte das Kind nicht sehen, — nein, nein! Als die Tant' ihr's hingehalten hatte: „Hei haste dän Bankert," hatte sie es weggestoßen mit letzter Kraft: was ging es sie an?! Sie hätte sich die Ohren verstopfen mögen und den Quell ihrer Brust auch — mochte es krepieren! Und war's nicht das beste, es ging

raſch aus der Welt, in die es zu raſch gekommen war?!

Wilde Gedanken durchjagten den Kopf der Wöchnerin. In der Nacht lag ſie wie im Fieber. Da ſah ſie die heilige Jungfrau am Bette ſtehen; zärtlich blickte die auf das wächſerne Jeſuskind in ihrem Arm. Aber dann verfinſterte ſich plötzlich ihr Geſicht, und ſie hob den Finger gegen das Bett — drohte die Heilige?!

In raſtloſer Unruhe ächzte die Wöchnerin und ſchlug um ſich; das Kind an ihrer Seite ſchrie gellend, und die Alte humpelte ſcheltend und verdroſſen durch die unwirtliche Stube. — — —

Der kleine Junge — Ambroſius wurde er getauft nach dem Apriltag, an dem er geboren war — ſchrie noch oft, denn ſeine Mutter entwöhnte ihn bald, und das Läppchen mit gekautem Brot und ein wenig Zucker, das ihm die Tant' in den Mund ſtopfte, erſetzte ihm nicht die Muttermilch.

Schon zum Mai war Ammei hinunter ins Bad gezogen. Sie hatte ſich vermietet, obgleich ihre Füße noch dick geſchwollen waren und ſo weh taten, daß ſie oft kaum gehen konnte. Und ſie mußte doch gehen, ſogar laufen, treppauf, treppab, den ganzen Tag. Das Haus war voll beſetzt, bis unters Dach wohnten die Fremden; und die Küche war unten im Kellergeſchoß. Ammei weinte oft nachts in ihrer Kammer

vor Schmerz und vor Wut über das böse Andenken, das ihr der Balg hinterlassen hatte.

Kam kaum die Sonne über die Waldberge herauf, so hieß es: Stiefel putzen, Kleider bürsten, Wasser schleppen — jetzt zum Brunnenhaus laufen, um den ersten Becher der Quelle für die Herrschaften holen — jetzt zum Bäcker nach Frühstücksbrot eilen — jetzt zur Post rennen, denn die Gäste verlangten ihre Briefschaften beim Morgenkaffee — jetzt in der Küche Kartoffeln schälen, Gemüse putzen und Feuerung zutragen, Teller abwaschen und Spülwasser ausschütten, und dieses und jenes, und wenn am Abend alle andren zur Ruhe waren, dann mußten die Flure gekehrt und die Treppen gescheuert werden. Und wenn die Herrschaften dann endlich abreisten, war das Trinkgeld doch nicht halb so groß als die Mühe gewesen war; das Stubenmädchen freilich hatte sich nicht zu beklagen, aber den Laufpudel, den bäurischen Ungeschick, hatte niemand für voll angesehen. Dann weinte Ammei wieder und zählte die Markstücke und fluchte dem Balg, für den sie ihr sauer erworbenes Geld nun heimschicken sollte. Gern hätte sie etwas davon zurückbehalten, aber die Alte ließ nicht locker, die preßte ihr den letzten Groschen aus. Wenn sie nicht jeden Monat schickte, gleich kam ein Brief, den die Tant' dem Lehrer diktiert, oder sie kam gar selber hinunter ins Bad, — ei, da konnte sie noch wacker

laufen! — ſpürte der Nichte nach bis in die Küche und machte ihr da ein beſchämendes Aufgebot. Bald war dieſes, bald jenes für das Kind nötig — immer für das Kind — mußte denn der Balg es haben wie ein Prinz?!

Verdroſſen ſchlorrte Ammei eines Sonntags, Ende der Saiſon, hinauf in ihr Dorf. Sie wollte auch fürder drunten im Bad bleiben — die Madam war zufrieden mit ihr und konnte ſie auch Winters gebrauchen — ſo wollte ſie nur, ehe der erſte Schnee kam, noch einmal nach dem Kinde ſchauen.

Zur Rechten bräute die ſchwarze Ley; tief zur Linken donnerte der Wildbach in den Schluchten. Vom Plateau herunter ſchnob der herbſtliche Eifelwind, fuhr über die Ebereſchen am Chauſſeerand, über die Herbſtzeitloſen, deren Blaßlila noch die Matten beſtickte, und ſtöberte der die mächtigen Kehren der Bergſtraße ſchwerfällig Hinanſteigenden in Haar und Röcken.

Ammei maulte. Der Weg war ihr läſtig und viel zu weit; eine Stunde ſchon war ſie gegangen und eine Stunde noch hatte ſie vor ſich. Wie ungetroſt! Die anderen Mädchen unten im Bad machten ſich jetzt die freiere Zeit zunutze und zogen auf den Tanzboden, derweil ſie hier rennen mußte. Ein ſchönes Pläſier das! Und dann oben die gierige Alte und der quäkende Balg!

Sie war ſo ingrimmig, daß ſie ganz vergaß, ihr grünwollenes Kleid, das einzige beſſere, das ſie beſaß — wie ſoll man ſich denn auch etwas Neues ſchaffen, wenn man alles, jeden Pfennig, hergeben muß? — ſorgfältig zu raffen. Sie vergaß ſogar, dem Heiligenbild unter dem Schutzdächelchen einen Knix zu machen. Die Brauen finſter zuſammengezogen, die niedrige Stirn voll krauſer Falten, ſtieg ſie bergan.

Sie brauchte mehr denn zwei Stunden, — ihre Füße ſchmerzten unerträglich — bis ſie zu der vom Herbſtnebel eingefeuchteten, unter dem verwitterten Strohdach ſchief zuſammengeſunkenen Hütte gelangte.

Die Tant' hatte den Beſuch nicht geahnt; ſie lag im Bett feſt zugedeckt und ſchnarchte und hörte ebenſowenig, daß der Säugling in ſeinen naſſen Windeln ſich heiſer ſchrie, als daß ſie's merkte, wie die Nichte jetzt in der Stube herumſtöberte, die leere Flaſche von verdächtigem Ausſehen auf dem Tiſch entdeckte, die Krumen von Roſinenwecken und die Düten Kaffee und Zucker und das ſüße Schmierchen im Schrank.

Dem Mädchen war das Blut ſiedend zu Kopf geſchoſſen: alſo dafür gab ſie ihr ſchönes Geld her, daß die Tant' ſchlemmte und ſchleckerte und ſich's ſo wohl ſein ließ, wie noch nie in ihrem Leben?! Wo war denn die Milch für das Kind? In keinem

Topf ein Tröpfchen. Und das Wurm war so fest eingebündelt zum Ersticken. Der Zulp war ihm aus dem Munde gefallen, vergebens suchte und suchte die kleine Zunge. Ganz trocken war die Kehle, immer heiserer wurde das Geschrei und vor Ermattung leiser.

Ammei stand bei der alten Holzwiege und guckte trotzig-finster auf das Bündel — mochte es quäken, was ging's sie an?! Aber dann überkam sie der Zorn: Kotzdonner, wenn sie denn schon alles abgeben mußte, sollte die alte Hexe wenigstens nicht allein Gutes davon haben! Und mit starkem Schritt trappste sie zum Bett und packte die Schnarchende am Arm. Aber kein Rütteln half, die war nicht zu ermuntern. — — —

Als die Tant' endlich, gegen den Abenddämmer erwachend, sich die Augen rieb, sah sie beim Tisch ihre Nichte sitzen und — ganz blöd vor Verwunderung glotzte sie drein — die hatte das Kind auf ihrem Schoß. Es war aufgebündelt, strampelte mit Armen und Beinen und grahlte satt-vergnügt. Auf dem Tisch stand statt der Schnapsflasche eine geleerte Milchflasche.

„Jesses, Ammei, dau bis' et?"

Da packte die rasch das Kind zusammen und warf es ziemlich unsanft in die Wiege zurück.

„Net waohr, e lief Ditzche, e prächtig Könd, e wunnerschien Jüngelche!" hub die verdutzte Alte an

zu ſchmeicheln; ſie wußte nicht recht, wie ſie daran war, die Nichte machte ein ſo ſeltſames Geſicht. „Ech haon eweil e bißche geſchlaof!“ Und dann fing ſie an zu winſeln: „O Jeſſes, dat Jüngelche, dat haot geſchrien de ganz letzt Naacht, mer konnt' ken Aug derbei zuduhn. Ech haon't alsfort erum drage müſſe, von Aowends bis Morjens. De Ärm ſein mer wie ahfgeſchlaon — autſch, mei Kreiz, uije! — ech graulen ſchuns, wann hän de Zähn micht!“ Sie warf raſch einen ängſtlich lauernden Blick auf das Mädchen — hatte die die Schnapsflaſche bemerkt und die Kuchenkrümel? 's war aus der Ammei nicht klug zu werden!

Aber jetzt fuhr die los: „Haal dei Maul!“ Und begann dann ein Schelten, ein vorwurfsvolles Räſonieren, daß die Wände widerhallten.

Die erſt beſtürzte, aber dann raſch gefaßte Alte blieb kein Wort ſchuldig. Was, ihr noch Vorwürfe machen?! Und ſie ſollte ſich das gefallen laſſen, ſie, von ſo einer Bettel? Auf den Knieen mußte ihr die Nichte danken. War's etwa ein Pläſier, den greinenden Balg herumzuſchleppen die ganze Nacht? Immer wollte der's Maul geſtopft haben, ein Freſſer war der, zwanzigmal mußte man ihm Milch warm machen. Und all die andre Unbequemlichkeit! Und dazu noch anhören müſſen, was die Leute ſkandalierten!

„Dao, hol der dein' Bankert eweil noren met," ſchrie ſie zum Schluß. „Ech ſein net verläjen drum, ech haon hän ſaat!"

Sie machte Anſtalt, das Kind einzupacken.

Da bekam Ammei einen großen Schreck. Was ſollte ſie mit dem Kinde anfangen, wohin mit ihm?! Jeſus Maria! Sie fing an einzulenken; und als das Weib ſchlau zurückhielt, legte ſie ſich aufs Bitten, gab hundert gute Worte und noch dazu, was ſie an Groſchen in der Taſche hatte.

Leidlich verſöhnt und um Chriſti willen, ließ ſich dann endlich die Alte herab, den Jungen noch einmal zu behalten. —

Der Abend dunkelte ſchon, als Ammei auf dem Rückwege war. Heute war's keine Mondnacht wie dazumal, wie ſtark vor einem Jahr, als ſie desſelben Weges gegangen war. Damals hatte ſie doch wenigſtens noch eine Hoffnung gehabt, aber auch die hatte ſie jetzt nicht mehr. Der Junge war urkräftig, der ſah nicht aus, als ob er eingehen würde!

Und ſie fing an zu ſchnüffeln, ſich mit dem Handrücken unter der Naſe her zu wiſchen und mit den Augen zu zwinkern, bis ſalzige Tropfen, die ſich nicht mehr zurückhalten ließen, über ihre Wangen kullerten. Ei, das war ein vergnüglicher Sonntag geweſen! Und ſo würde noch mancher folgen — keine Erholung, kein Pläſier — immer dieſer gleiche Weg,

recht ein Stationsweg, das Kreuz auf dem Buckel, denn — —

Sie ſtutzte plötzlich, ſtand ſtill und ſtreckte den Kopf vor, wie horchend — das Kind greinte doch gar zu ſehr! Wer weiß, wenn die Mutter nicht nachſah, ließ die Tant' das gar verkommen?!

In dieſer Nacht konnte Ammei, obgleich zu Tod müde, doch keinen Schlaf finden, die Füße taten ihr gar zu weh. Und dann war da noch etwas anderes, was ſie wach hielt. —

Von jetzt ab ging das Mädchen faſt jedesmal, wenn es ſeinen freien Sonntag hatte, hinauf ins Heimatsdorf. Es waren ſchwere Wege in Novemberregen und Wintergraus. Der Wind heulte und ſtemmte ſich der einſamen Wanderin entgegen, auf dem Plateau noch unendlich viel widriger als auf den Kehren der aus dem Tal ſteigenden Straße; oft war oben kaum weiter zu kommen. Und die Rückkehr war nicht minder ſchwierig; dann jagte der brauſende Atem des Winters die Frauengeſtalt vor ſich her, blähte das Tuch wie ein Segel und blies durch den Rock, als ſei der dünnes Papier.

Aber der Junge fing jetzt an, ſie zu kennen. Er lachte, wenn er ſie ſah, und gab ſie ſein Lachen auch nicht zurück, ſondern blickte finſter und unbewegt — er lachte doch. Und wenn ſie ihr Körbchen vom Arm tat und es auspackte, paßte er ſchon auf. Seine

Äugelchen, ſchwarz wie blanke Beeren, glitzerten umher und folgten jeder Bewegung ihrer Hände. Seine kleine Zunge leckte; er krähte hell auf, wenn er den mitgebrachten Wecken erblickte. — —

— — — — — — — — — — — — — —

Nun war der Ambroſius ſchon ein Jahr alt. Faſt den ganzen Februar und den ganzen März hatte Ammei ihn nicht beſuchen können, denn Schnee war gefallen aufs Eifelland und hatte die Straßen verſchüttet.

Die großen Kehren waren unpaſſierbar geworden, weiße Mauern hatten ſich geſchichtet; ſelbſt die ſchwarze Ley trug ein weißes Haupt, und ihre düſteren Flanken, an deren Steile keine Handvoll Erde Platz hat, zeigten ſich jetzt weißbepudert. Undurchdringlich, kalt-grau laſtete der Himmel. Halb vereiſt ſchlief der Bach in den Schluchten, bis plötzlich über Nacht der Tauwind wehte, mit dem April auch die Sonne wiederkam und das Winterkleid vollends löſte, an dem ſchon Regengüſſe gelockert hatten. Ein verwaſchnes Blau zeigte ſich über den Höhen, in einem lichten Band ſchlang es ſich durchs Wintergrau; ein wenig mehr Sonne noch, ein wenig mehr Wind noch, und die Wolken flohen wie geſcheuchte Schafe, breiter wurde das blaue Band und immer breiter.

Die von Tauwaſſer übergoſſnen Kehren der Bergſtraße hinan ſchritt Ammei. Das grüne Kleid hoch-

geſchürzt, holte ſie weit aus; ihre nägelbeſchlagenen Schuhe trappſten. Heute eilte ſie; in ihrem Körbchen trug ſie einen Hanswurſt von bunter Wolle und heute zwei Wecken für den Ambros — ſie hatte ihn ja acht Wochen nicht geſehen!

Ihr Geſicht, das ſonſt immer den gleich ſtumpfen, nicht frohen, nicht traurigen Ausdruck trug, ſchien heute ein wenig geklärter. Machte das der Himmel, der ſo intenſiv blaute? Die Frühnachmittagsſonne, die wohlig warm, förmlich heiß an der Felswand niederfloß? Das Schirpen der Spatzen, das Zwitſchern der rotbrüſtigen Blutfinken, das Steigen des Saftes in den Weidenbüſchen und das Blühen der gelbbeſtäubten Kätzchen? Oder die Ausſicht auf das Trinkgeld, das die Fremden nun bald wieder ins Bad bringen würden?

Ihre von der ſcharfen Luft aufgeſprungenen Lippen zum Pfeifen ſpitzend, blinzelte Ammei angeſtrengt in die helle Weite. Bald würde ſie die Höhe des Plateaus erreicht haben, dann ging's noch raſcher auf ebenerem Weg, dann war ſie bald da, dann konnte der Ambros krähen! Heut mußte er zweimal krähen, denn ſie würde ihm zuerſt einen Wecken zeigen und dann den zweiten! Und was würde er erſt zu dem Hanswurſt ſagen?!

Auf des Mädchens Wangen fingen an Roſen aufzublühen vom ſchnellen Gang. Heute ſchmerzten

die Füße nicht halb ſo wie ſonſt; es ſchien doch, daß die beſſer wurden mit der Zeit. Die Tant' war nicht vorbereitet auf den Beſuch — ei, das war ganz gut, wenn die einmal wieder überraſcht wurde!

Eine plötzliche Unruhe ergriff Ammei — es würde doch oben alles wohlbehalten ſein?!

Sie beſchleunigte ihren Schritt noch mehr, und ſo — erfriſcht von der kriſtallklaren Bergbriſe, angeregt vom Hauch des nahenden Frühlings — fühlte ſie heute ihre Laſt weniger. Sie lief geſchwind, bald pochte ſie an der Hüttentür.

Natürlich, die Alte nicht daheim! Aber drinnen wieder Kinderweinen!

Als ſie haſtig eintrat, fand ſie die Stube gänzlich ungeheizt, noch voll von Winterkälte und Winterfeuchte. Kein Strahl der Frühlingsſonne drang durch das blinde Fenſterchen. Aus der Helle kommend, mußte man erſt das Auge an die dumpfige Dunkelheit gewöhnen.

Mitten auf dem nackten, eiskalten Eſtrich, im dünnen Kattunkittel, ohne Hemd, ohne Windel, ſaß das Kind. Sein Geſichtchen ſtarrte von allerlei Schmutz; aus der Stumpfnaſe liefen zwei Bächelchen, und das blonde, ſonſt ſo flaumige Köpfchen war von einem eiternden Grind bedeckt.

O je, wie ſah es aus! War das wirklich ihr

hübſches Jüngelchen?! Blaß und rot werdend, kauerte ſich Ammei neben ihm nieder.

Da hörte es plötzlich auf zu weinen und mit den klebrigen Fäuſtchen ſich die Augen zu reiben; die ſchwarzen Beeren, das einzig Blanke in dem verkommenen Geſichtchen, fingen an zu lachen. Und nun lachte auch der eben noch im Weinen verzogene Mund; vier feſte weiße Zähnchen — oben zwei, unten zwei — wurden ſichtbar. Und nun fing Ambroſius an zu kriechen, blitzgeſchwind auf allen Vieren, hin nach dem Körbchen, das die Mutter niedergeſtellt hatte. Und als dieſe den erſten Wecken vorholte, krähte er, und als ſie den zweiten zeigte, patſchte er in die Händchen und ſagte ganz deutlich:

„Mamma!“

Da ließ ſich Ammei auf den Schemel am Tiſch fallen, wie plötzlich ſchwach geworden, richtete die überſtrömenden Augen auf ihr Kind und ſtarrte es unverwandt an.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Ammei heute, ſpäter denn ſonſt, die Kehren der Bergſtraße niederſtieg, brauſte es in ihrer Seele wie unten in dem nun vom Eis befreiten, hochgeſchwellten, frühlingsſtürmiſchen Bach. Es wogte in ihr hin und her: Freud und Leid, Wunſch und Bedenken. Aber ein Entſchluß rang ſich durch, kraftvoll wie der Tauwind, der alle Schlacken ſchmutzigen

Schnees in den Absturz treibt — sie nahm ihr Kind zu sich!

Während der Saison würde sie es ja noch oben lassen müssen, aber dann — nein, keine Stunde dann länger! Pfui, die Tant'! Wie kann man ein so hilfloses Wurm so vergessen?! Die Nachbarin hatte ihr's verraten: nicht nur heute, da die Weiber des Dorfes Kindtaufe feiern gegangen waren beim Schäfer'sch Josef, am letzten Ende des Orts, nein, auch sonst hockte die Alte überall auf den Ofenbänken herum, klatschte bald hier, bald dort, machte sich ein Gewerbe daraus, umherzulungern, oder holte sich ‚des Doppelkorn' aus dem Wirtshaus, daß sie dalag wie tot und noch zwei Tage nicht klar aus den Augen sehen konnte. Und der Schmutz in der Hütte — pfui!

Früher hatte Ammei den nicht bemerkt; jetzt sah sie ihn. Hatte sie doch Ungeziefer im nie gelüfteten Bettchen des Kleinen gefunden, Stiche und Beulen an seinem, vom Liegen in steter Nässe, ganz wunden Körper.

Sie hatte das seltsame Gefühl, als drehe sich ihr das Herz herum, wenn sie jetzt daran dachte, daß sie ihn allein hatte zurücklassen müssen in der Wiege, ganz allein in der öden Stube. Durch viele Bitten und Versprechungen hatte sie die Nachbarin bewogen, nach dem Ambros zu sehen, bis die Tant' heim-

kommen würde. Sie ſelber hatte ja fortgehen müſſen — ohnehin würde die Madam ſchelten, daß ſie gar ſo ſpät wiederkam — dunkler und dunkler wurde ſchon die Nacht, und eine Laterne hatte ſie nicht. Es war ſchwer hinunter zu finden.

Unten in den Schluchten donnerte das Wildwaſſer. Die einſame Wanderin richtete ſich mehr nach ihrem Ohr als nach ihrem Auge, denn kaum erkenntlich ſchimmerten die weißen Steine der Chauſſeeböſchung, und das Wahrzeichen der ragenden Ley war völlig verſunken in Schwärze.

Aber tapfer ſchritt Ammei zu; das Brauſen des Baches, der durch ſchmelzende Schollen zum Strom geworden, leitete ſie; und dazu das junge Sprudeln der Quelle im eigenen Herzen.

* * *

Im Herbſt nahm Anna Maria Katzvey den Ambroſius zu ſich. Sie hatte ihrer Madam gekündigt, aber die hatte ein Einſehen gehabt und ihr Stundendienſt zugeſichert. Auch bei andern ſollte ſie Arbeit bekommen, und wenn das nächſte Frühjahr erſt wieder da war, würde ſie auch von der Badeverwaltung angeſtellt werden, um in den ſchönen Anlagen zu rechen und zu jäten, zu karren und zu gießen. Vorerſt aber hieß es durch den langen Winter kommen.

Jedoch ſie war ganz getroſt, hatte ihr doch dieſer Sommer mit ſeinen vielen Fremden reichlicheres Trinkgeld eingebracht als das Jahr zuvor, ſo daß ſie, trotz der gierigen Tant', etwas hatte erübrigen können. Und, Gott ſei gelobt, nun hatte wenigſtens die Unruh ein Ende! Den ganzen Sommer hatte es ſie gequält, daß ſie wegen der Arbeitslaſt nicht ein einziges Mal hinauf konnte. Sie traute der Tant' nicht mehr; nun, da die wußte, daß ſie den Pflegling nicht behalten ſollte, erſt recht nicht mehr. Und wenn ſo ein Kind auch nur eine Laſt iſt — wenn es auch beſſer wäre, es wäre nie geboren — ſo will man's doch, wenn es nun einmal da iſt, ſchon lacht und ſpricht und einen kennt, nicht umkommen laſſen.

Ammei richtete ſich ganz gut mit ihrem Jungen ein. Sie mußte ihn zwar auch viel allein laſſen, aber die Kammer, in der ſie ihn hielt, war leidlich rein, und ſie fand auch Zeit, ab und zu von der Arbeit nach Haus zu ſpringen und nach ihm zu ſchauen.

Als der Frühling kam, ſpielte er mit andern Kindern auf der Gaſſe. Die größeren waren dem kleinen Kerl in den erſten Höschen und dem, aus einem ſchäbig gewordenen Kleid der Mutter geſchneiderten Kittel, alle gut. Er war drollig, luſtig wie ein Stieglitz und flink wie ein Wieſel. Die Fremden, die vorübergingen, guckten oft nach dem munteren

Blondkopf mit den ſchwarzen Beerenaugen; manche Frau blieb bei ihm ſtehen und ſtrich ihm über die mit Waſſer ſauber geſtrählten Haare.

Wenn Ammei dies zu ſehen bekam, hob ſich etwas in ihr. Sie hätte ſich vor den Fremden nicht als ſeine Mutter bekannt, um alles in der Welt nicht: nicht um eine Mark, nicht mal um einen Taler. Sie hätte ſich viel zu ſehr geſchämt. Aber doch, wenn die vornehmen Damen in den ſchönen Kleidern ihn lobten — ‚was hat er für blanke Äugelchen, was für ſeidiges Haar, wie dick iſt er, wie rund, und ſo niedlich!‘ — erſtand in ihr ein Gefühl des Stolzes. Dieſe Reichen, die ſonſt alles hatten, was ſie nicht hatte, ein ſo hübſches Kind hatten die ſicherlich nicht! Und dann ruhte ihr Blick, wenn's keiner ſah, und der Ambros ſelber auch nicht, freundlicher auf ihm.

Das Mädchen war keine zärtliche Mutter; der Verdruß mit dem Jungen war doch gar zu groß geweſen, und immer noch hatte ſie ja ihre Plage mit ihm. Der Scharlach graſſierte im Ort — natürlich mußte der Ambros ihn auch kriegen! Aber während andere Kinder ihn leicht überſtanden, oder bald hinausgetragen wurden auf den Kirchhof, lag ihr Junge Wochen und Wochen im Bett, mit verſchwollenen Augen und laufenden Ohren, ſchrie ganze Nächte und konnte nicht leben, nicht ſterben. Sie durfte ihn nicht allein laſſen, konnte nicht auf Arbeit gehen,

die paar Spargroſchen waren bald aufgebraucht, ſchmaler und immer ſchmaler wurden die Biſſen; wäre ihre gute alte Madam nicht geweſen, ſie hätte betteln gehen müſſen.

Da ſtieg ein Grimm in ihr auf; Blicke, in denen es düſterte wie Haß, warf ſie nach dem kleinen Kranken. Und doch, als der Arzt ihr das Kind ins Hoſpital bringen wollte, ſträubte ſie ſich unſinnig: nein, nur nicht dahin, nur nicht ins Spital, nein, nein! Den Jungen ließ ſie nicht dahin, den behielt ſie ſelber! Und als das Kind in der Nacht, die den Höhepunkt der Krankheit brachte, ſich in verzehrendem Fieber wie in Krämpfen warf, lag ſie vor dem Bett auf den Knieen.

Sie wollte beten, aber ein gewaltiger Zwieſpalt erhob ſich noch einmal in ihr. Wie ſollte ſie beten: ‚Maria, erhalt' ihn — Maria, nimm ihn —?!'

Ein Abgrund gähnte, tief und unergründlich — diesſeits Leben — jenſeits Tod. Hinüber und herüber ſchwankte ihre Seele, gleich einem Falter, der ſich verflattert hat. Wie ein beladener Pilger vor'm Kreuz, ſo wand ſie ſich. Aber dann neigte ſie den Kopf und lauſchte bang dem ſchwachen Atem der kleinen Bruſt.

So lag ſie bei ihrem Kreuz, bis der Morgen kam. — — —

Ambroſius wurde wieder geſund. Als habe der

Ausſchlag jede Spur ungeſunden Stoffes aus ſeinem Körper mit fortgenommen, ſo wölbte ſich die Kinderbruſt jetzt höher, ſtreckten ſich die Beinchen jetzt gerader.

„En Staatsjong,“ ſagten die Nachbarn, ſchenkten dem Knaben oft ein Butterbrot und oft ein Stück Kuchen. Und als die Fronleichnams-Prozeſſion kam, durfte er, die blonden Haare in Locken gewickelt, im weißen Piqué-Anzug, den der Ammei ihre Madam geſtiftet hatte, vor den Mädchenengeln her im Zuge gehen und über der kräftigen kleinen Schulter am blauen Bandelier die blaue Fahne mit dem ſchneeweißen Lämmchen tragen.

Das war ein Tag in Ammeis Leben, wie ſie nur noch einmal einen gekannt hatte: jenen Sonntag auf Peter und Paul, als ſie, voll Erwartung der Luſtbarkeit, durch blühende Felder geſtrichen war, da ſie getanzt und geküßt hatte.

Sie ſtand auf der Gaſſe, unter der dichtgedrängten Menge des herbeigeſtrömten Landvolkes und der zuſchauenden Fremden, an ein Haus gedrückt, und ſah ihren Ambros paſſieren. Sie hörte ein Murmeln um ſich:

„Kucktelhei, dat ſchien Jüngelche!“

Gewahrte auch, wie eine blaſſe Dame, ganz erregt, den Arm ihres Mannes faßte:

„Ach ſieh, ſieh doch, den reizenden Knaben! Ach, wenn wir doch ſo einen hätten!“

Die Sonne warf einen wahrhaft verklärenden Schein auf des Kindes blonde Locken, Weihrauchwolken umſchwebten es wie ein Heiligenbild, das Schellchen des Meßners machte ſilbern: ‚Klingling‘. Alle fielen auf die Kniee und bekreuzten ſich.

Auch die Mutter ſchlug plötzlich erſchauernd ein Kreuz: Heilige Maria, Königin der Jungfrauen, Benedeite unter den Weibern, gelobt ſeiſt du!

Aus den Gärten ſtiegen Wohlgerüche auf von Flieder und Jasmin und miſchten ſich mit den Weihrauchdüften; von den Bergen, aus dem dichten Waldgrün herab grüßte die Natur in geheimnisvollem Wehen.

*

Ammeis Ambroſius ging in das fünfte Jahr, als ſie ſelber Ausſicht hatte, in den Eheſtand zu treten.

Oberhalb des Ortes, im Steinbruch, arbeitete ein brauner, ſtarker Mann; irgendwo, von weit her, war er gekommen. Der hatte Luſt, ſich im Bädchen einen Hausſtand zu gründen, und er ſchien der Ammei Freier werden zu wollen; wenigſtens ging er ihr ernſtlich nach. Wenn ſie in den Anlagen, die da aufhören, wo der Steinbruch beginnt, arbeitete, guckte er oft nach ihr. Wenn ſie Feierabends vor ihrer Haustür ſtand, geſellte er ſich zu ihr, ſprach davon, daß es für einen Ledigen ſchwer ſei, durchzukommen: nie kriegt der ſein ordentliches Eſſen, ſeine Sachen

ſind zerriſſen, und wenn er auch guten Taglohn hat, der geht hin wie nichts, wenn keine Frau haushält! Und das fand ſie denn auch. Ihr Herz klopfte: ſollte es ihr wirklich noch im Leben glücken, ſollte ſie vor den Altar treten dürfen als Braut?! Sollte ſie wahrhaftig einen finden, der für ſie ſorgte, daß ſie nicht immer, immer allein arbeiten mußte für die tägliche Notdurft?!

Ammei wurde wieder ganz vergnügt; die Falten auf ihrer Stirn glätteten ſich, ſie gab was auf Putz wie eine ganz Junge und ſtand am Sonntag länger vor ihrem Spiegelſcherben denn ſonſt. Ihre Seele wiegte ſich in einem Glückstraum. Noch hatte er zwar nicht geſprochen: ‚No, willſte mich heiraten?‘ — aber ſie erwartete die Frage jeden Tag.

Heute jätete ſie in den Badeanlagen. Es war ein warmer Tag. Noch knoſpten die Sträucher, und die Amſeln übten erſt eben ihren tieftönigen Schlag, aber doch hatte ſie ihr Kopftuch beiſeite tun müſſen und die Jacke ſogar, ſo daß ſie in kurzen Hemdsärmeln arbeitete, und auch den ſtarken gebräunten Nacken der Luft und der Sonne wies. Sie lag auf den Knieen und ſtach Löwenzahn aus, der ſich mit ſeinen zackigen Blättern und ſeiner goldgelben Blume in den Rabatten breit machte. Auf ihrer Stirn perlten Schweißtropfen und rannen nieder auf ihre fleißigen Hände — fünfundſiebzig Pfennig Taglohn wollen verdient ſein.

Da ſchreckte ein munterer Gruß ſie auf. Halb erfreut, halb verlegen erwiderte ſie ihn. Er ſtand vor ihr, auf ſeinen Pickel geſtützt.

„Tag, Ammei," ſagte er, machte dann „hm", zögerte eine Weile und machte dann wieder „hm".

Erwartungsvoll hob ſie den Blick zu ihm — würde er jetzt etwas ſagen?!

Noch beſann er ſich: ſie hatte ja gar nichts, keinen Pfennig! Aber dann ſah er auf ihren feſten, braunen Nacken, auf ihre kräftigen Arme — die konnten ſchaffen! — auf den Schweiß des Fleißes, der über ihre Stirn perlte, und es fiel ihm ein, wie ſchlecht ſein Mittageſſen, von dem er eben kam, heute geweſen war, ſo gering, daß er gar nicht ſatt geworden war, und er ſagte raſch:

„Ammei, wollt Ihr mein' Frau werden?"

Und ſie ſprach ebenſo raſch: „Jao, jao!" ſprang auf und ſah ihn mit einem tiefen Aufatmen ſtrahlend an. Aber dann flog, wie mit einem plötzlichen Einfall, ein Schatten über ihr lachendes Geſicht.

„Ech haon en Jong," ſagte ſie leiſe und hing den Kopf.

„Weiß ich, weiß ich, macht nix!" Er faßte ihre Hand: „Wer kann für Malör!" und lachte gutmütig.

Da überkam ſie eine unſägliche Freude. Einen hurtigen Blick warf ſie rundum, und als niemand in Sicht war, die Anlagen ganz einſam lagen im

verſchlafenen Mittagslicht, umfaßte ſie ihn raſch mit beiden Armen und lehnte die arbeitsfeuchte Stirn gegen ſeine breite Bruſt.

„Jeſſes," wiſperte ſie ſelig, „Jeſſes, eſu en Glück! Eweil kriehn ech en gude Mahn on en Vadder für dän Ambros!"

„En Vadder für den Ambros?!" Etwas ſo Seltſames war in dem Ton, mit dem er ihre letzten Worte wiederholte, daß ſie raſch die Stirn wieder hob.

„Ja, ja," ſagte er jetzt verlegen, „natürlich!" Strich ſich mit der rauhen Hand über das wind- und wetterharte Geſicht, dann unter der Naſe her und ſchnüffelte. „Ja, ja — weißte, haſte nit en Tant' hier herum — oder irgend ſons jemand? Dat wär' dat Beſte! In't Waiſenhaus tät' mer ihn doch nit gern — da nehmen ſie ihn ja auch gar nit! Aber vielleicht ſonſt wohin. Wenn mer auch wat bezahlen müßt" — er hatte ihr plötzliches Erblaſſen geſehen und ſchloß raſch: „et ſoll mir dabrauf nit ankommen!"

„En Tant' — oder ſonswän — in't Waiſenhaus — oder ſonswohin?" Sie ſtarrte ihn an mit weitaufgeriſſenen Augen.

Er nickte und begütigte dann: „Ja, Ammei, ich kann mer't denken, dat et dir ſchwer fällt — aber ſiehſte," — jetzt ganz verliebt ſie an ſich ziehend, küßte er ſie auf den bloßen Nacken und flüſterte ihr

ins Ohr: „Wir kriegen doch ſelber Kinder — ſo en Kuckucksei taugt nix im Neſt!“

Sie machte ſich unſanft frei, nun hatte ſie gar keine Luſt zu Zärtlichkeiten mehr. Vor ihren Augen wackelten Bäume und Büſche, ſchrumpften zuſammen ganz klein, reckten ſich wieder lang und länger und ſtreckten die knoſpenden Zweige heraus gleich höhnenden Zungen. Auch die Geſtalt des Freiers war verzerrt.

„Dän Jong, dän Jong ſollen ech net behaalen?“ ſtotterte ſie. Ambroſius war nicht hier, aber ſie glaubte jetzt, durch das Wiſpern der Bäume, durch das Plätſchern des Baches, durch das Brauſen und Rauſchen in ihren Ohren ein Lallen zu hören: ‚Mam—ma!‘ — und jetzt, ganz deutlich, ein lautes helles Rufen.

„Mamma!“

War's wirklich ſeine Stimme?!

Weiß Gott, da war er! Kinderſtimmen ſangen. Ein ganzes Rudel, Buben und Mädchen, ihrer zehn, zwölf kletterten wie Gemſen dort drüben — droben auf dem Pfädchen, das ſich wie ein Strichelchen an der Lehne des Berges ſteil emporzieht — hinauf zum Suterwald.

Sie blickte ſtarr nach oben; wie die Püppchen erſchienen die Kinder, kaum kenntlich. Aber jetzt ſah ſie ihren Kleinen. Zwei Größere führten ihn, doch er riß ſich los, hüpfte dicht an des Abſturzes Rand, ſchwenkte die Ärmchen und ſchrie nach ihr, die er tief unten erblickte:

„Mamma! Mamma!“

Sie winkte nicht wieder, die Arme fielen ihr ſchlaff herunter. Aber ihre Augen hingen an der kleinen Geſtalt.

Ammei ſah ihren Ambros immer noch, als der große Wald ihn längſt verſchluckt hatte. Als die Stimmen der ſingenden Kinder längſt verweht waren, hörte ſie immer noch die eine Stimme, hell und klar, wie ganz allein, ob all den anderen ſchweben:

„Sutermichelchen, deck mich,
Sutermichelchen, ſtreck mich!“

— — — — — — — — — — — — — —

Als Ammei heut auf Feierabend nach Hauſe kam, war ihr Geſicht ſo finſter, wie es kaum je zuvor geweſen war. Der Junge war noch nicht daheim; es war warm und lind, da weilten die Kinder länger im Walde. Die Abendglocke bimmelte ſchon, als ſeine kleine Geſtalt endlich in die Stube trippelte. In der krampfhaft geſchloſſenen Fauſt trug er ein Sträußchen von den erſten Blumen des Jahres: Anemonen, Waldmeiſterkraut und Kuckucksblumen; er hatte ſie unter den ſchwellenden Buchenzweigen für ſeine Mutter gepflückt.

Aber ſie riß unwirſch die Blumen aus der Kinderhand und ſchalt, daß er nicht eher heimgekommen war; ſchalt um dieſes, ſchalt um jenes, herrſchte ihn zuletzt an: „In't Bett!“ Und dann,

als er verdutzt und erſchrocken die Unterlippe vorſchob und zu weinen begann, ſchlug ſie ihn, ſchlug ihn härter, als ſie ſelber es wußte.

An etwas mußte ſie ihre Wut auslaſſen, ihre Bitterkeit und ihre Enttäuſchung — warum war der Junge auch da?! Sonſt würde ſie jetzt eine Braut ſein und bald eine Frau! So aber war der Freier von ihr fortgeſchritten, den Pickel geſchultert, und hatte ſich nicht einmal mehr umgedreht nach ihr, ſo lange ſie auch dageſtanden und ihm nachgeguckt hatte. Den ganzen Nachmittag hatte ſie auf ſein Wiederkommen gelauert, in fiebernder Ungeduld dem ‚pink, pink‘ ſeines Pickels im nahen Steinbruch gelauſcht. Das war der Junge doch nicht wert, daß man ſeinetwegen alles aufgab! Wahrhaftig, ehe ſie auf die Hochzeit verzichtete, lieber gab ſie ihn — ſie ſprach es nicht vor ſich ſelber aus, aber ſie wußte, wenn der Freiersmann jetzt wieder vor ihr ſtünde, dann — nun, dann in Gottesnamen! Aber er war nicht wieder gekommen.

Darum war Ammei ſo ingrimmig, darum warf ſie jetzt, als das müde Kind unter leiſem Weinen doch entſchlummert war, böſe Blicke nach ihm hin, darum ſtieß ſie endlich in der Nacht, als der Knabe ſich im Schlaf an ihre Seite ſchmiegte, ihn unſanft von ſich.

Der kleine Ambroſius hatte fortab keine guten Tage.

Sie wurden auch nicht liebereicher, als Ammei die Genugtuung erlebte, den Freier noch einmal zu ſich zurückkehren zu ſehen. Er hatte ſich die Sache überlegt. Wegen des Jungen wollten ſie nicht uneins werden, ſagte er. Die Kameraden hatten ihm auch zugeredet, ihn förmlich ausgelacht: wegen ſo einem Stuppes machte man doch gar keine Fiſematenten; ob der da war oder nicht!

„Alſo, meinswegen, bring hän mit!“

Aber als ſpräche jemand andres aus ihr, ſo kamen Worte über ihre Lippen — andre Worte, als die ſie in der erſten freudigen Überraſchung herausjubeln gewollt, ganz andre Worte:

„Nä, ech will net!“

Und als er ſie verwundert-fragend, beſtürzt und zuletzt nicht wenig gekränkt angaffte, ſchüttelte ſie energiſch verneinend den Kopf und zog die niedere Stirn in eigenſinnige Falten. Nein, er würde doch nicht gut gegen ihren Jungen ſein! Nein, ſie hatte ſich jetzt beſſer bedacht, ſie wollte nicht heiraten!

Kalt und blaß, ohne nur die ſtarren Augen nach ihm zu kehren, ließ ſie ihn gehen. —

Ohne ſonderliche Erregung hörte ſie von jetzt ab das ‚pink, pink‘ ſeines Pickels; und wenn dann und wann eine Detonation erfolgte, in Staub und Schuttwolken ein losgeſprengter Felsblock gefährlich niederſauſte, neigte ſie nicht einmal lauſchend das Ohr

bei ihrer Arbeit in den nahen Anlagen — mochte im Steinbruch vorgehen, was da wollte! Ihre Gedanken ſuchten nichts mehr da. Sie weinte auch nicht, als nach kaum zwei Monaten ihr einſtiger Freier eine andre zum Altar führte.

Mit dem zu ſeiner Höhe ſchreitenden Sommer, ſtieg auch Ammeis Verdienſt. Das Sauberharken der Promenadenwege, das Aufſammeln dürrer Reiſchen, das Fegen des Kieſes, das Wiſchen der Bänke beſorgte ſie jetzt ſchon in früheſter Frühe, vor vier Uhr oft, wenn die Gäſte noch ſchliefen. Darnach ſchaffte ſie in ihrer Privatkundſchaft. Ihre alte Madam hatte ſie weiter empfohlen. So arbeitete ſie denn auch ſeit dieſem Jahr in der letzten Villa, der großen weißen, rechts von der Kirche, wo der Garten den Hang hinauf grünt. Mit der Saiſon zog dort jedesmal die Herrſchaft, der ſie gehörte, ein, und blieb da, bis die Reifnächte des Herbſtes gar zu kalt wurden.

Es waren gute Leute, deren Töchter dem kleinen, hübſchen Jungen der Arbeitsfrau, der der Mutter ſchon das Gerät nachſchleppte, das Unkraut, das ſie jätete, im Kittelchen ſammelte — alles ſpielerig mit luſtiger Ernſthaftigkeit — Semmel und Obſt zuſteckten, ihm ſchöne rote Strümpfe ſtrickten, um ſeine nackten Beinchen in kalten Tagen zu wärmen, und ihm einen kleinen Strohhut ſchenkten mit grünem Band, zum Schutz gegen den Sommerbrand.

Ambroſius kam gern in den ſchönen Garten. Dort hüpfte er, während die ſchweigſame Mutter ſich ſchwerfällig, aber ſtetig wie eine Maſchine bückte, luſtig umher; ſchwatzte mit ſich ſelber, oder mit einem Stein, mit einer Blume, einem Schmetterling. Oder lag, glühte die Sonne zu ſehr herab, im Schatten der dunklen Zypreſſe und ſchlief ſanft.

Auf dem glatten Raſenhang, ein wenig erhöht, ſtand der Baum, der hergekommen war aus fremdem Land und ſtreckte ſeine faſt ſchwarzen Äſte, die nicht Blätter, nicht Nadeln trugen, unbeweglich ins Sonnenlicht. Das Abhauen der unteren Zweige, das Knicken und Zerren und Rupfen, hatte ihm nichts geſchadet; tannenſchlank ſtieg ſein Stamm, harzig-ſtreng duftete ſeine Rinde, und ſein ernſtes Grün blieb gleich lebend, im Winter wie im Sommer.

Einen ſcheuen Blick hatte Ammei nach dem Baum geworfen, als ſie zum erſten Mal wieder den Garten betreten hatte. Und dann war ihr Blick raſch, in faſt ängſtlicher Haſt, weiter geglitten bis hin zu dem Knaben, der auf ihrem Rechen, wie auf einem Pferdchen ſitzend, dahergaloppiert kam.

Ambroſius war fröhlich den ganzen Tag. Wenn die Mutter ihn auch nicht liebkoſte, ihn koſte ja die milde Sommerluft im grünen Garten; und wenn er auf den Berg ſtieg, küßte ihn die Sommerſonne, daß ſeine Bäckchen warm überhaucht wurden,

flaumig wurden wie die Pfirſichwangen am Villenſpalier.

Alle Nachmittage an ſchulfreien Tagen zogen die größeren Kinder jetzt aus, Erdbeeren und Himbeeren zu ſuchen im großen Suterwald, aus dem die zackigen Leyen ragen, und der ſich erſtreckt, weit, weit über die Höhe, bis hin gen Beuern und Bremm. Aber auch die Kleineren trippelten mit. Sie alle hatten einen Spaß dabei, den ſie immer und immer wieder betrieben.

‚Sutermichelchen, weck mich,
Sutermichelchen, leck mich,
Sutermichelchen, deck mich,
Sutermichelchen, ſtreck mich,
Sutermichelchen, mach mich
Eſu klein wie Salz!‘ —

Das war das Liedchen, was ſie alle ſangen, was ſie ſchrieen, halb in Neugier, halb in Grauen, in den großen Bergwald hinein.

Hier ging ja der Sutermichel um! War der nun ein guter Geiſt oder ein böſer?! Huh, wer ihn zu ſehen kriegte, der wurde gedeckt und geſtreckt, daß er nie mehr aufſtand, huh, huh! Die Haare ſträubten ſich ſelbſt den Mutigen, und die minder Beherzten packten die andern am Kittel, wenn nur wo ein Blatt raſchelte, wenn nur ein Windzug in den Büſchen wiſperte, oder wenn das tiefe Schweigen einer ungeheuren Waldeinſamkeit ſich laſtend auf ihre Seelen ſenkte.

„Dän Sutermichel, dän Sutermichel!“

In Angſtſchweiß gebadet, rannten dann die Kinder davon, als ſäße ihnen der Spuk ſchon im Nacken, um bald doch wieder von neuem in den Wald zu laufen und von neuem mit grauſender Luſt zu ſchreien:

„Sutermichelchen, Sutermichelchen!“

Auch der kleine Ambroſius ſchrie wacker nach dem Sutermichel. Aber er hatte nicht Angſt wie die anderen; er war noch zu dumm. Wenn die Geſpielen wegrannten, blieb er ruhig ſtehen, ſah ſich mit den blanken Beerenaugen neugierig um und trottelte erſt zurück, wenn er von den blauen Waldglocken genug gepflückt oder ſich an den Erdbeeren ſatt gegeſſen hatte. Seine unſchuldige Seele kannte die Furcht noch nicht.

Der Wald gefiel ihm, der guckte ihn nie finſter an. Und weich war das Moos, weicher wie das Bett bei der Mutter; oft legte er ſich darauf, faltete die Händchen und blinzelte vergnügt in das Stückchen Blau, das, nicht größer als ein Auge, durchs dichte Blätterdach zu ihm niederſah. In der Stille hörte er Stimmen. Ammern und Finken, Waldtauben und Grillen ſangen auf ihre Weiſe, und der Wind harfte dazu. Schlummerlieder waren das, ſo ſüß und ſanft, wie ſie dem Kind noch nie die Mutter geſungen hatte.

Und durch die Einſamkeit kam der Geiſt geſchritten, der da iſt im Grünen der Gräſer, im Wachſen der Bäume, im Duften der Blumen, im Tropfen des Taus, im Wehen des Windes, im Flimmern der Luft, im Glühen der Sonne, im Werden und Welken, im Entſtehen und Vergehen. Und er neigte ſich über das Kind.

„Sutermichelchen, deck mich,
Sutermichelchen, ſtreck mich,"

ſchon halb im Traum lallten das die Kinderlippen — deck mich, ſtreck mich — den alten Reim.

*

Drunten im Tal fingen Morgen und Abend jetzt an, eine weiße Nebelmütze zu tragen. Wieder einmal war der Sommer gegangen und der Herbſt gekommen.

Wie lange noch, und der Winter war da und Ammeis gute Zeit vorbei. Schon ſah ſie ſcheel. Was würde ihr der Winter bringen? Ei, Frieren und Hungern und Sorgen! Wie konnte es anders ſein, was brauchte der Ambros nicht ſchon alles? Immer hatte er Appetit; und Hoſen zerriß er, und Schuhwerk mußte ſein, wenn's zu kalt war, um barfuß zu laufen.

Ammei war unluſtig, und doch legte ſie ſorgſam jeden Groſchen beiſeite; keine ‚Käsſchmier' mehr gönnte

ſie ſich, nur trocken Brot, auch keinen Kaffee mehr, der war viel zu teuer. Sie ſparte ſich alles am Munde ab, denn ihr Denken ging immer denſelben Weg, langſam zwar, mit müden Füßen, aber es ſchlich in engem Kreis, immer dichter und dichter um das Kind herum.

Am Abend ſputete ſie ſich, von der Arbeit nach Haus zu kommen, hielt ſich nicht auf mit Schwatzen bei dieſer Tür oder jener, ſchlug vielmehr einen Trab an, bei dem ſie nicht rechts ſah noch links. Der Ambros hockte noch auf der Schwelle im Dämmerſchein, den kleinen Hut mit dem grünen Band in den Nacken geſchoben, das Geſicht, das ſo hell und rund durchs Abendgrau ſchimmerte, unverwandt nach der Richtung gekehrt, von wo die Mutter kommen mußte. Und war ſie dann bei ihm, dann hing er ſich an ihren Rock; von der kleinen, ſie alſo haltenden Hand ſtieg eine Wärme empor bis an ihr Herz. Sie nahm das ſchläfrige Kind auf ihren Schoß; im trübſeligen Schein des flackernden Lämpchens ſah ſie das Gold auf ſeinem Scheitel, behutſam fuhr ihre rauhe Hand über die ſeidigen Haare, und mit einem plötzlichen Seufzer: „Mei lief Jüngelche!“ ließ ſie ihre gefurchte Stirn auf ſeine glatte ſinken und hielt ihren Knaben feſt an der Bruſt.

So ſaß ſie allabendlich oft und lange.

Früh ſank die Dämmerung nun ſchon ins Tal

und durch den großen Wald, im Kleid des Herbſtes, ging ein Hauch von Sterben. Aber noch war der Wald ſchön, ſchöner vielleicht im goldgelben Glanz ſeiner Buchen, im fahlen Braun ſeiner Eichen, als im ſaftgrünen Schmuck ſeines Sommerlaubs. Noch ſchien die Sonne mildtätig warm, und die Kinder zogen noch, wie ſie's gewohnt waren, luſtig und ſchreiend in Sutermichels Reich.

Ammei hatte ihrem Ambros heut zum erſten Mal die neuen Schuhe angezogen, die ſie ihm hatte ſchuſtern laſſen, derb und feſt, von beſtem Leder, recht ein Schutz gegen jede Unbill. Unter der Tür ſtand ſie zur Mittagszeit und ſah ihm nach, wie er die Straße hinunterhüpfte, Hand in Hand mit zwei andern; ein Troß noch hinterdrein.

Sie guckte ihm ſo lange nach, bis ſie nichts mehr von ihm ſehen konnte, nicht mehr ſein blondes Haar, nicht mehr den kleinen Hut mit dem grünen Band, nicht mehr die roten Strümpfchen in den neuen Schuhen. Und wenn ſie auch gar nichts mehr von ihm erblickte, ſie ſchaute ihm doch noch länger nach.

Denn ſie liebte ihn. — —

Gegen die Dämmerzeit kehrten die Kinder wieder heim, aber Ambroſius war nicht unter ihnen. Sie hatten auch heute, wie ſie's immer taten, nach dem Sutermichel geſchrien, waren dann in Luſt und Grauſen aus dem Walde herausgerannt, und dabei hatten

ſie den Kleinen aus den Augen verloren. Sie hatten des nicht weiter acht gehabt im Eifer des Spieles, aber nun fragten ſie nach ihm: war er ſchon zu Haus?!

Man ſuchte das Kind die ganze Nacht. Es hatte ſich verirrt, man würde es ſchon finden, nur keine Angſt, noch war die Nacht nicht ſo kalt, daß ihm ein Leides geſchah! Alle beruhigten die geängſtigte Mutter.

„Ambros! Ambros!“

Ammeis Stimme gellte, vom Schreien ſchon heiſer, durch den nächtlichen Wald. Sie lief vor den Männern her, die Fackeln und Laternen trugen. Alle Väter des Ortes hatten ſich aufgemacht. Hinter jeden Buſch, jeden Baum wurde geleuchtet. Bald würde man ja den Verlorenen finden, bald hielt ihn die Mutter ja wieder im Arm!

Aber ſo emſig ſie auch ſuchten, ſo laut auch die Mutter ſchrie, die Nacht ging doch darüber hin. Und als die Morgenſonne das Nebelgewölk des Herbſtes durchbrach, hatten ſie ihn noch immer nicht. Jeſus Maria, wo war das Kind?!

„Ambros! Ambros!“

Immer emſiger wurde das Suchen, immer angſtvoller das Rufen. Gleich Spürhunden krochen die Suchenden am Boden hin, jedes Blatt, jedes Zweiglein wurde gewendet — wo war der Tritt des irren-

den Kinderfußes? In Rotten geteilt ſtreiften die Leute den Forſt ab.

Bald hier, bald dort war die verzweifelnde Mutter, bittend, beſchwörend, antreibend.

„Ambros! Ambros!“

Aber ſtumm blieb der ungeheure Wald. In ernſtem Schweigen ſtanden die Bäume, die Luft trug keine Antwort.

Und wie ſie auch lauſchten, kein ‚Mamma, Mamma‘! Wie ſie auch horchten: kein Kinderweinen! Und doch mußte der Knabe im Suterwald ſein, denn Holzfäller hatten noch ſein Singen gehört, geſtern am Nachmittag, eine Stunde vor Sonnenuntergang. Fein und hell war's erklungen, von einem Stimmchen ganz allein:

‚Sutermichelchen, deck mich,
Sutermichelchen, ſtreck mich‘ — — —

Ein Entſetzen begann die Suchenden zu rütteln, mit blaſſen Geſichtern, ſtumm blickten ſie ſich an.

Und ſie ſuchten den Tag zu Ende und noch die ganze folgende Nacht.

Am Morgen des zweiten Tages fanden ſie ihn.

Er lag in einer kleinen Kiesgrube, zehn Schritt von dem breiten Weg, der den ganzen großen Forſt durchquert. Sein Hütchen mit dem grünen Band hatte ein Buſch oben feſtgehalten; er ſelber aber lag drunten, wie ſchlafend, ein Händchen an die Stirn gelegt, als

habe er die noch im Fallen ſchützen wollen. An der einen Schläfe klebte geronnenes Blut; jedoch faſt roſig noch waren die Bäckchen, keine Spur von Angſt lag auf dem unſchuldig-ruhigen Kindergeſicht.

Mit furchtbarem Aufſchrei fiel die Mutter zur Erde. Im wahnſinnigen Sichdrehen ihres Hirns dämmerte plötzlich ein Bild empor: die Jungfrau der Jungfrauen mit erhobenem Finger! Aber ſtatt des wächſernen Jeſuskindes hielt ſie eines auf dem Arm von Fleiſch und Bein, eines mit goldenem Haar, eines mit blanken Beerenaugen, eines mit roten Strümpfchen in neuen Schuhen!

Weh, die hatte ein ſündiges Gebet einſt doch gehört — nun hatte die ihn genommen!

„Ambros! Ambros!“

Aus der Betäubung ſich raffend, umklammerte Ammei ihr totes Kind.

Erſchüttert ſtanden die Menſchen, feuchten Auges, leichenblaß. Durch ihre angſtgerüttelten Seelen zog ein Grauſen:

— — — — ‚Sutermichelchen, deck mich,
Sutermichelchen, ſtreck mich‘ — — — —

— weh, das hatte der Sutermichel getan!

— — — — — — — — — — — — —

Und der Geiſt, der da iſt im Grünen der Gräſer, im Wachſen der Bäume, im Duften der Blumen, im Tropfen des Taus, im Wehen des Windes, im

Flimmern der Luft, im Glühen der Sonne, im Werden und Welken, im Entſtehen und Vergehen, rüttelte die ſtarken Stämme, daß ſie bebten wie ſchwache Gräſer; mit Poſaunenſtoß ſprach ſeine Stimme im Wind, drohend und verſöhnend zugleich:

„Jetzt wird das Reis geriſſen aus der Mutter Hand, jetzo, da es am ſchönſten blüht! Die Seele des Kindes wird zurückgepflanzt in den Garten Eden der ewigen, der gerechten Natur!‘ — — —

Auf das Grab des Leibes aber lächelt die Sonne des Tals, Bergwinde ſpielen mit dem Kranze, mit dem Kranz der dunklen, ſtrengduftenden Zypreſſe — mit dem Totenkranz vom Lebensbaum.

Maria und Josef

Es war erſt Mai, und doch brannte die Sonne unbarmherzig auf die Bettenfelder Höh, wie nur je im Hochſommer.

Verdrießlich ſtand Joſef Wallſcheider am Fenſter ſeiner Hütte und ſchaute hinaus in den grellen Sonnenſchein. Der würde ihm ſchön auf den Rücken prallen, wenn er jetzt mit der Maria auf den Acker fuhr zum Kartoffellegen! Er gähnte, trommelte unwirſch auf die blaſige Fenſterſcheibe und blickte hinauf zum Himmel. So war der ſchon ſeit Tagen, blau wie ein tiefgefärbtes Tuch, kein Wölkchen daran; verſchloſſen.

Halblaut brummte er in ſich hinein: das würde ſchwere Arbeit ſein im vertrockneten Erdreich. Aber was half's, die Kartoffeln mußten ins Land. Was ſollte man denn eſſen, wenn der Winter ganz Bettenfeld in Schnee packte bis an die Dachgiebel? Da mußten ſie doch wenigſtens Kartoffeln ſatt haben, er

und ſein junges Weib. Denn heiraten wollte er zu Michaeli, jetzt gerade, wo ihm die Maria ſo ein ſchiefes Geſicht zog. Hatte er es dem Kettchen denn nicht auch geſtern abend verſprochen?!

Und damit ſtellte ſich der Burſche feſt auf ſeine ſtämmigen Beine, kniff die Mundwinkel ein, und auf ſeiner kantigen Stirn zwiſchen den eckig gezogenen Brauen zeigte ſich eine tiefe Falte.

Als er jetzt zur Stubentür ſchritt, ächzten die ſandbeſtreuten Dielen unter ſeinem ſchweren Tritt. Er rief laut in den dunklen Flur hinaus:

„Maria! Kettche!“

Keine Antwort.

Wo ſtecken ſie denn?! Noch einmal: „Maria! Kettche!“

Und nun, langgezogen: „Kett—che—!“

Da knarrte ganz oben das Türchen des Bodenverſchlages, und geſchmeidig wie eine Katze, kam eine blutjunge Magd die Leiterſtiege heruntergeſchlichen. Ihr Rock war ausgefranſt; unter den wirren Haarſträhnen vor, die ihr tief ins Geſicht hingen, blinzelten ihre verweinten Augen. Ein Bündel trug ſie über der Schulter; mit einem zitternden Seufzer ließ ſie es auf den Eſtrich fallen, dicht vor ſeine Füße.

„Hatt ihr dann kein Ohren?“ ſagte der Bauer, ohne ſie anzuſehen. „Wuh es dat Maria? Spannt an. Mir giehn eweil. No?“

„Dat Maria, dat es — dat —“ ſie brach in lautes Schluchzen aus — „dat hat geſaot, ech ſollen maachen, dat ech fortkommen hei — ech ſollen giehn, wuh dän Peffer wächſt — uf der Stell! Ech — ech —“

Der Jammer ſchien ihre Worte zu erſticken.

Er ſah ſie an, wie ſie da an der Mauer lehnte, den hübſchen Kopf im Schmerz zur Seite geneigt, und langſam glomm im ſtumpfen, gleichmütigen Blick ſeiner tiefliegenden Augen ein Feuer auf.

„Wän es hei dän Hähr? Dat Maria oder ech, hä? Kreiſch net. Du bleiwſt. Drag dein Saachen nor als widder eruf, Kettche!“

„Och, ech ſein e ſu angſt! Et därf mer doch neiſt anduhn, dat Maria?! Gel, Joſef?“

„Et därf der neiſt anduhn, et duht der aach neiſt an — nä, nä!“

Er verſank in Nachdenken.

Sie ſchmiegte ſich an ihn. „Joſef!“ Er rührte ſich nicht. Da ſchlang ſie beide Arme um ſeinen Nacken, küßte ihn heftig und blieb an ſeinem Halſe hängen.

So ſtanden ſie ein paar Augenblicke, dann machte er ſich ſchwerfällig frei.

„Sei nor net angſt, et gift als alles arrangſchiert. E ſu bös es dat Maria net — nä, nä — et wird ſchon Räſong annehme. Et hat mech

ufgezillt — nä, nä — et es mer alleweil en gude Schweſter geweſt!"

Mit einem Seufzer ließ ſie den Kopf hängen, ihre Geſtalt ſchien ganz zuſammen zu ſinken. Schmollend murmelte ſie: „Et ſaot, ech ſollen mech net unnerſtihn, noch ehs heihin zu kommen, ſons —!" Plötzlich emporſchnellend riß ſie die Augen weit auf, ihre ſchwarzen Augäpfel im bläulichen, ſchimmernden Weiß funkelten ihn an: „Et will mech ſchloan!" Auftreiſchend hielt ſie ſich die zerlumpte Schürze vors Geſicht.

„Schloan —?! Oho, dat wolle mir doch ſiehn!"

Schon war er an der Haustür — nun war er draußen — ſie hörte ihn um die Ecke nach dem Stall biegen, ſeine Nägelſchuhe klapperten auf dem Pflaſter des Hofes. Raſch ließ ſie die Schürze vom Geſicht ſinken und horchte mit vorgeneigtem Kopf; ein verlegen-ängſtliches und zugleich triumphierendes Lächeln ſpielte auf ihrem bräunlichen Geſicht und vertiefte zwei Grübchen. Ihre Wangen, die flaumig waren wie Pfirſiche, wurden roſenrot.

Jetzt rief er: ‚Maria, Maria!'

Und eine Frauenſtimmen antwortete im gleichen Tonfall: ‚Joſef, Joſef!'

— — — — — — — — — — — — — —

Im Stall ſtand Maria Wallſcheider und warf den Dung aus. Den Blaudruckrock hatte ſie hoch-

geſchürzt, ihre Beine, hager und ſehnig wie die eines Mannes, waren bloß; ihre Füße ſteckten in Holzpantoffeln.

„Hott, hahrüh, willſte parieren," ſagte ſie gerade, als der Bruder unter die Tür trat, und patſchte die Kuh mit kräftiger Hand auf die Lende.

Joſef blieb auf der Schwelle ſtehen, die Hände in den Hoſentaſchen.

Sie ſchien ihn nicht zu bemerken, ſondern blieb emſig bei der Arbeit.

„No!" Er lachte unwillkürlich auf, als eine Ladung Dung dicht an ihm vorüber flog, und wiſchte ſich mit der verkehrten Hand ein paar Spritzer aus dem Geſicht. „Morjen, Maria! Siehſte dann net, dat ech hei ſtiehn?"

„Ech haon dech net geruf!"

„Äwer du has doch geantwort!"

„Nor aus Gewöhntheit. Plaatz gemaach!" Sie ſchwang ſchon wieder die Gabel.

Mit einem unterdrückten Fluch ſprang er zur Seite; dann ſah er ihr ein paar Augenblicke zu, wie ſie ſchaffte.

Sie arbeitete mit einer Art von Wut; als ſei der Dung ihr Todfeind, ſo ſtach ſie in ihn hinein und ſchleuderte ihn im Bogen durch die offene Tür auf den Hof, wo er mit dumpfem Klatſchen niederfiel.

Die Hitze im Stall war unerträglich; ein beißender

Brodem ſtieg von dem mit Jauche getränkten Boden auf, der die Arbeitende in eine Dampfſäule hüllte. Dicke Tropfen rannen ihr unter dem kattunenen Kopftuch vor und klebten das Haar von fahlem, glanzloſem Blond an die Schläfen. Ihre flache Bruſt keuchte.

Wie verärgert ſie ausſah! Der Bruder fühlte ein plötzliches Mitleid.

„Maria, maach de Bläß los," ſagte er begütigend, „un de Braune aach; mir wolle zoſammen Grumbiere lege giehn. Dat haſte doch eweil net nedig, dech met der Arweit hei eſu ze eſchoffieren? Loaß dat Kettche hei färdig ſchüppen!"

Ein jähes Rot ſchoß ihr ins Geſicht; den Kopf zur Seite wendend ſchien, ſie mit einem Entſchluß zu ringen. Ein paar Mal holte ſie tief Atem:

„Dat — dat Kettche es net mieh hei — ech haon et fortgeſchickt — — — fortgejagt, wannſte dat beſſer verſtiehſt! Stieh nor un kuck mech an, als gäb der de Petterſtillich verhagelt! Maanſte, ech leiden eſu en Framenſch im Haus? Scharmuzzieren un flattieren, dat es ſchien einem Ehs*) — äwer arweiden, nä!"

„No, no, bis ſtill, Maria! Laoß dat arm Dingelche!"

Ihre Augen, grau und tiefliegend wie die des Bruders, loderten in hellem Zorn.

*) à son aise.

„Wat ſaoſte — arm?! Lidderlich! Hinnern Zaun, duh gehört et hin. Mech hat dän Hawer geſtoch, dat ech uf dem Alden ſein Betteln gehört haon und haon et als Magd in't Haus geholt. Mag et eweil met ſeim Badder, dem Simpel, dem Schnapsſöffer, Schwein hüten am Moſenkoap — maanswäjen!“

Joſef blieb vollſtändig ruhig. Nur bleich war er geworden, man ſah es an ſeinen erblaßten Lippen; das ſonn- und wetterzergerbte Leder der Haut ließ weder Röte noch Bläſſe durchſcheinen. Mit einem großen Schritt trat er über die Schwelle und kam der Schweſter näher:

„Maria, mir wollen uns doch wäjen ſu ebbes net querellen. Achtunzwanzig Jaohr, ſu ald wie ech ſein, hammer zoſammen gehauſt; duh waor nie neiſt Onüwles. Un dat erſchte Maol, dat ech meinen Koap for mech haon, bis du dawidder! Wat hat der dat Kettche gedahn, ſaog!“

„Mir — mir gedahn?!“

Sie ließ die Miſtgabel fallen und trat dicht an ihn heran; ihre geblähten Naſenflügel bebten, ihr Mund zuckte wie von verhaltenem Weinen. Sie ballte die Fauſt: „Och dat! Du ſaoſt et fälwer, hammer net achtunzwanzig Jaohr gelähwt wie im Paradies?! Haha! Dat haot eweil en End. Unnen im Dorf laachen ſe: Olau, ſo dumm! Mer muß ſech ſcheniere. Achtunzwanzig Jaohr waorſte gud

genug, om dich for dän Mosjö ze plagen, ze travalljen wie en Peerd! Wuh ſein meine guden Jaohr — hä, du?!“

Sie trat ihm noch näher; das Kopftuch war ihr heruntergerutſcht, er ſah die grauen Fäden in ihrem Haar.

„Ech waoren aach ſiebenziehn Jaohr wie dat Kettche, ech hatten aach Backen wie en Appel. Fraog noren dän Hannes unnen zu Meerfeld, un dän Nikla owen zu Manderſcheid, un dän, un dän! Ech konnten ihrer mieh kriehn wie dat Kettche, dat dumm Dingen! Awer ech haon keinen angeſtehn. Du gingſt noch in de unnerſte Klaſſ' — wän ſollt for de Wirtſchaft ſorgen, uns Bißche zuſammenhaalen, wat de Eltern hinterlaß haon? Un du hingſt mer alleweil am Schürzenzippel, un wann jemand nor for Spaß ſaot, hän wollt dein Maria wegholen, dann dähtſte kreiſchen. Un duh ſaot ech: ‚Nä, nä, laoßt mech all zefrieden, uns Modder ſälig haot hän mer in den Arm geläjt — nä, nä, ech bleiwen beim Joſefche!‘

Marias Stimme hatte das Schrille verloren — nach und nach; als fiele aller Zorn ab, je mehr die Erinnerungen herandrängten und am Herzen rüttelten.

Joſef ſprach kein Wort; wie gebannt ſtarrte er auf die grauen Fäden, die das Haar der Schweſter durchzogen.

Und ſie ſprach weiter, ihre flache Bruſt hob ſich ſtolz:

„Un ech haon der aach ebbes geſchafft. Als uns Modder ſtarw, hatten mir noren ein Kuh; als uns Vadder ſtarw, hatten mir aach noch net mieh — äwer eweil hammer zwei Küh, un zwei Ziegen, un zwei Schwein, un —“

Er unterbrach ſie, ganz überwältigt von einer Erinnerung: „Jao, jao, ech weiß noch, als du uns erſcht Schwein gekaaft hatt'ſt! Dän Dag vor meiner erſchten heiligen Kommunion! Ech hatten meinen ſtaatſen Rock anprowiert un de neien Stiewеln — Jeſſes, waoren ech eſu nobel! — duh rieffte uf'm Hof: ‚Kuck, Joſefche, uns Schwein, uns Schwein!‘ Duh liefen ech raſch für ze kucken. Un dat Schwein rannt mech üwer — bonz onnen, bonz owen, duh lagen ech im Dreck!“

Mit einem nicht enden wollenden, ſchallenden Gelächter klatſchte er ſich auf die Lenden. Auch der Schweſter herber Mund verzog ſich zu einem Lächeln. —

Von der Geſchichte mit dem Schwein waren ſie ganz hingenommen, liebevoll verſenkten ſie ſich in alle Einzelheiten. Dem Joſef ſchien die Maria lange nicht mehr ſo umgänglich geweſen; und ſie wiederum ſprach in einem Ton, als ſei der ſtämmige, ſtarkknochige Bauer mit dem Stiernacken noch der kleine Bruder, den man ihr einſt anvertraut hatte — ‚Gib Obacht, Maria!‘ — der kleine Bruder, der ſich nachts fürchtete und nur in ihrem Bett ſchlafen wollte —

der Bruder, der all ſein Lebtag von der älteren Schweſter abhängig geweſen war.

Mechaniſch hatte ſie die Miſtgabel wieder aufgenommen, aber ſie ſetzte die Arbeit nicht fort, ſondern ſtützte ſich nur auf den ſtarken Holzſtiel, ſtemmte das Kinn auf die aufgeſtützten Hände und las ſo dem Bruder die Worte von den Lippen.

Ihre Geſichter waren ſich ganz nah, Auge in Auge, faſt Wange an Wange; ihre Atemzüge vermengten ſich.

„Weißte noch?“ fragte Joſef.

Maria antwortete: „Jao, jao, ech weiß!“

Und dann fragte ſie, mit merkwürdig gedämpftem Klang ihres ſcharfen Organs: „Joſef, weißte noch?“

Und er antwortete lachend: „Der dauſend, Maria, juſtement haon ech daodran gedaach!“

Sie erzählten und erzählten, zogen die Mäuler breit und ſtießen ſich gegenſeitig mit den Ellbogen an. Zuletzt lag der Schweſter Hand auf der Schulter des Bruders.

Plötzlich ſchreckten ſie auf. Die Bläß hatte kräftig mit dem Schwanz nach rechts und links geſchlagen, ſich umgeſehn, als ſei ſie verwundert, und dumpf gebrüllt.

„Jeſſes!“ Maria lud haſtig die Gabel voll. „Duh ſtieht mer nau un faullenzt!“

„Hü!“ Joſef machte ſich daran, das unruhige Tier loszubinden.

„Komm ehs, Maria! Laoß dat Kettche hei färdig maachen!“

„Kettche —!“ Maria war zuſammengezuckt und ließ die Gabel aufs Pflaſter klirren.

Er hörte es nicht; ſein Ohr glaubte ein leiſes Kichern vernommen zu haben — dort von der Luke kam's, die aus dem Bodenverſchlag nach dem Hof ging — und dahin lauſchte er jetzt mit allen Sinnen.

Aber jetzt zeterte Maria los, ganz im alten ſcharfen Ton: „Kettche hin, Kettche här! Ech haon't der geſaot, ech leiden et net mieh in meim Haus. Verſtannen?!“

Ihr Ton empörte ihn, der Umſchwung war zu jäh. „Du leidſt et net?! Äwer ech! Verſtannen?!“

Sie lachte ihm ins Geſicht.

Das ſchwere, dicke Blut ſtieg ihm zu Kopf.

„Maach!“ ſagte er drohend.

„Haha“ — ihre Stimme klang grell und mißtönend — „ſpill dech nor net eſu uf! Wat du ſaoſt!“ Sie ſchnippte mit den Fingern. „Ech leiden dat Menſch net!“

„Et bleiwt,“ ſchrie er ſie an.

„Et bleiwt net!“ Sie ſtemmte die Arme in die Seiten.

Immer lauter erhoben ſich die Stimmen.

„Un ech ſaon der, dat Mädche bleiwt!“

„Un ech ſaon der, et gieht! Ech duhn, wat ech will, in meim Haus!“

„In deim Haus?!“ Nun lachte er ein ſchwerfälliges, rauhes Lachen. „Wuh es dann dein Haus? Ech kennen dein Haus net. Hei dat es mein Haus, un kein annren hat drin zu kommandieren wie ech. Mein Haus, mein Haus!“

Sie ſah ihn ſtarr an. Die heiße Röte auf ihrem Geſicht hatte einer fahlen Bläſſe Platz gemacht. Mit beiden Händen fuhr ſie ſich nach dem Halſe, als würge ſie da etwas. Ihre Lippen zitterten.

„Wem et net gefällt hei in meim Haus, dän kann giehn,“ ſchrie er grob.

Da ſtieß ſie heraus: „Eſu hammer net gewett! Et es mein Haus. Ech haon't alles erarweid — mein is et!“

„Oho! Ech ſei dän Sohn! Ech haon et ererwt! Ech ſei dän Bauer! Biſte ruhig?! Gieh bei de Hähren uf't Gerich, duh kannſte't läſen, ſchwaarz uf weiß: mein is et!“

Mit funkelnden Augen maßen ſie ſich, die Köpfe mit den kantigen Stirnen vorgeſtreckt, als wollten ſie ſich gegenſeitig die Schädel einrennen. Sie hielt die Miſtgabel umklammert wie eine Waffe; er ballte die Fäuſte und brüllte: „Ke Wort mieh! Voran gemaach! Spann an!“

Das war zu viel. Sie kreiſchte auf: „Meinſte,

ech laoſſen mech von dir kommandieren? Du dummen Jong, noch lang net! Ech giehn!"

„Gieh, waor de willſt!"

„Ech giehn aach. Äwer vorerſcht zaohlſte mech aus, bei Heller on Penning!" Drohend ſchwang ſie die Gabel, er ſchlug ſie ihr aus der Hand.

„Gieh bei de Hähren uf't Gerich," äffte ſie ihm nach, „duh kannſte't läſen, ſchwaarz uf weiß: ech haon mein Deil ze kriehn. Hä, mei Geld!" Sie hielt ihm die flache Hand hin.

Betroffen wich er zurück; trotz ſeiner Wut dämmerte es ihm: ſie hatte recht! Mit einem Fluch fuhr er ſich in die Haare. Wenn ſie Auszahlung verlangte?! Bar Geld hatte er nicht. Er mußte verkaufen, verkaufen! Hof hin, Haus hin und Acker und — — — —

In ſtummer Ratloſigkeit ſtierte er drein.

„Wie dü mir, ſu ech dir," ſagte ſie hart.

Ihre Blicke kreuzten ſich feindſelig in ſtummem Trotz.

„Un ech heiraoden dat Kettche doch!" ſtieß er plötzlich heraus und ſtampfte mit ſeinem derben Nagelſchuh auf, daß das Pflaſter dröhnte.

„Heiraoden —?! Uf wat dann?" höhnte ſie. „Äwer meinswäjen, heiraod! Zaohl mech aus! Ech heiraoden aach!"

In maßloſem Erſtaunen riß er den Mund auf

und ſtarrte die Schweſter an mit vorquellenden Augen. Die und heiraten!? Er mußte laut auflachen.

„Jao, heiraoden, warum net? Meinſte, ech kriehn keinen mieh? Dän Nikla vom Moſenbauer nimmt mech alle Dag!“

„Dän —?!“ Er zuckte verächtlich die Achſeln. „Dän ſchuns im Kittche geſäß haot, dän armſeligen Knecht?!“

„Knechte gänn Hähren!“

„Hän es kaum zwanzig!“

„Schadd neiſt!“ ſagte ſie trocken. „Es dän Mahn jung, de Frau alt, giſt et en kleinen Haushalt!“

„Ech leiden et net! Du bis doll!“

„Ackerat ſo wie's du! Ech dän Knecht — du de Magd!“

Sie brach in ein gellendes Gelächter aus, warf den Oberkörper hintenüber und fuchtelte mit den mageren Armen in der Luft herum. „Oder vielleicht es dän Kämpenich unnen von Meerfeld mieh nach deinem Ehs. Geſetzt genug es dän — neun Könner haot dän — verſchuld't es dän aach, dem kommen mein' Groſchens gud zu Paß.“ Sie ſtreckte dem Bruder beide Handflächen hin: „Zaohl mech aus!“

„Haal dei Maul!“ Er packte ihre Hände, ihre Arme, und rüttelte ſie. Eine ſinnloſe Wut überkam ihn, als er ihr hohnlachendes Geſicht ſah, als

er ihre Knochen unter ſeinen Fäuſten fühlte. Laute ausſtoßend wie ein wildes Tier, drängte er ſie Schritt für Schritt rückwärts; mit einem Krach warf er ſie dann gegen die Hinterwand des Stalles.

„Verdammtes Fraumenſch!“

Sie taumelte von dem Stoß und fiel ſchwer auf die Kniee.

Er ſtand über ihr mit geſchwungenen Fäuſten, ein wildes Flackern in den Augen.

„Schlaog!“ ächzte ſie, ohne ſich nur die Arme zum Schutz über den Kopf zu halten. „Ech leiden dat Kettche net! — Schlaog zu!“

Ein tiefes Atmen ging durch den Stall — ein Schnaufen — ein Stöhnen — —

„Nä,“ ſagte er plötzlich kurz und wendete ſich ab.

Neben die Bläß tretend ſträngte er ſie los, dann die Braune. „Hüh, voran!“

Jeder gab er einen Schlag und einen Fußtritt, daß ſie mit gehobenem Schwanz und erſchrecktem ‚Muh!‘ zur Stalltür hinaus auf den Hof ſtürzten.

* * *

Unter dem ſtählernen Himmel fuhren die Geſchwiſter hin.

Langſam, halb im Schlaf, zogen die Kühe an; die Räder des Karrens knarrten und quietſchten und

holperten in den ausgetrockneten Geleiſen des Weges. Die weißen Häuschen von Bettenfeld, die wie Spielzeug über die grüne Matte verſtreut liegen, waren verſchwunden.

Die weite Hochlandseinſamkeit dehnt ſich aus. Grün die Halden, grün die runden Bergkuppen, grün und kurzraſig, ohne Bäume und ohne Schatten. Blendendes, flimmerndes Licht überall. Ein ſengender Geruch ſteckt in der Luft; das junge Gras, kaum dem vom Winterſchlaf erwachten Boden entſproſſen, iſt ſchon verbrannt bis in die zarten Wurzeln. Die Luft ſteht ſtill; da rührt ſich kein Gräschen. Der Himmel ſpannt ſich in einem unbarmherzigen Glanz, ungetrübt bis zum fernſten Horizont; hart, blank, wie ein eherner Schild.

Glanz, Glanz überall. Das Auge tränt und blinzelt und ſenkt ſich ſcheu, die gerötete Stirn ſchmerzt, die Bruſt atmet beladen vom ſchweren Druck der Luft.

Müdes Schweigen. Unterm glühenden Sonnenſtrahl duckt ſich das Leben, wagt keinen Laut. Erſtorben ruht das Hochland, ausgeſogen, ausgebrannt, ganz überſchüttet von gewaltigen Fluten brennenden Lichts.

Und auf die große Stille nieder blickt der Herr des Hochlands, der all die Kuppen weit überragt, der Moſenkopf mit ſeinem öden Kratergipfel, dunkel und drohend.

Immer rauher wird der Weg — hier ein Lavablock, dort ein Lavablock — sie liegen, schwärzlichen Ungetümen gleich, im grünen Gras. An ihren Rücken in die Höhe steigen dornige Ranken, und in ihrem spärlichen Schatten weidet die Schweineherde von Bettenfeld. —

Inmitten seiner Herde stand der Hirt; der zerfetzte Mantel hing ihm schlaff über den Rücken, die Schnapsflasche guckte aus der Lederhose, die Sonne brannte durch seinen löcherigen Hut. Er grinste und brummte, nahm sein gewundenes Horn und tutete hinein — langgezogene, unmelodische Töne, die wie Klagerufe in die Weite irrten und versiegten im Sonnenbrand.

Als der Karren des Wallscheider vorüber humpelte, ließ der Hirt das Horn fallen und zog die Schnapsflasche hervor; mit einem Grinsen hielt er sie dem Bauer entgegen.

„Sauf — sauf," lallte er, „dat Kettche — dat Kettche — hihihi!"

Josef tat, als sähe er den Alten nicht, blickte starr geradeaus und ließ mit einem ungeduldigen „Hott, hahrüh!" den Kühen die Peitsche auf den Rücken sausen, daß sie, aus ihrem Halbschlaf aufgeschreckt, davonjagten, mitten zwischen die Schweine.

Der Hirt schimpfte, das Rüsselvieh stob grunzend nach allen Seiten, Maria lachte — ein böses, scharfes

Lachen — und Josef fluchte in sich hinein. Mußte ihnen der auch gerade jetzt begegnen!

Ingrimmig hieb er auf die Kühe, rascher rollten die Räder, aber der Alte lief nebenher. Er hatte die Rechte auf den Karrenrand gelegt, in der Linken schwang er die Schnapsflasche; er lachte und schimpfte in einem Atem. Das Kauderwelsch seines zahnlosen Mundes war schwer zu verstehen, nur ein Name stach deutlich daraus hervor: ‚Kettche' und wieder ‚Kettche'.

Und hinten im Karren, zwischen den Säcken mit Saatkartoffeln, kauerte Maria; und wenn der Bruder vorn auf dem Brett sich auch nicht umdrehte nach ihr, er glaubte doch das schadenfrohe Leuchten ihrer Augen zu sehen und das höhnische Zucken ihres Mundes.

„Laoßt los!" schrie er den Alten an. Aber in tollen Sprüngen setzte der Simpel nebenher und lallte und grinste und juchzte.

„Ech gradelieren aach zum Schwiegervadder," sagte plötzlich Maria laut und langsam. Es war das erste, was sie sprach; schweigend hatten sie den Hof verlassen, schweigend waren sie bis hierher gefahren.

Josef zuckte zusammen, das Rot des Zornes und der Beschämung stieg ihm glühend zu Kopf; mit einem Fluch hob er die Peitsche und sich halb umwendend, schlug er nach dem Alten: „Läßte los!"

Mit dumpfem Heulen ließ der Blöde den Karrenrand fahren; wie vom Veitstanz befallen hüpfte er auf einem Bein herum. Sein von grauen Bartzotteln überwuchertes Geſicht verzog ſich zu einer kläglichen Grimaſſe; er weinte wie ein Kind.

Maria lachte laut auf.

Da ballte der Alte die Fäuſte: „Deiwel, Deiwel“ und ſpuckte hinter dem davonrumpelnden Karren drein.

Immer glühender wurde der Sonnenbrand, immer drückender die Luft.

Die Geſchwiſter ſprachen kein Wort.

Joſef ſaß auf ſeinem Brett, ließ den Kopf auf die Bruſt hängen und brütete in ſich hinein. Seine Stirn war dunkelrot, ſie glühte in einer trocknen, verzehrenden Hitze. Vor ſeinen Augen tanzte der flimmernde Staub des Weges in lauter roten Punkten; einem feurigen Band gleich lief die Straße dahin, und Feuer, Feuer lief ihm auch durch die Adern. Vor ſeinen Ohren war ein Sauſen wie von Flammen, die ein Sturmwind zu immer höherer Glut anfacht. Durch das Sauſen, weit, weit, hörte er das Geheul des Blöden und nahe, ganz nahe das Lachen der Schweſter.

Was ging ihn der Vater an?! Das Mädchen wollte er. Jetzt gerade!

Er ſtieß mit dem Fuß aus, als ſchleudre er ſo einen Stein aus dem Acker.

Wie alert und hübſch die war! Das fiel ihm erſt recht auf, wenn er ſeine Schweſter anſah. Und küſſen konnte die! Unwillkürlich wiſchte er ſich mit der verkehrten Hand über die trockenen Lippen. Noch fühlte er im verdunkelten Flur die weiche Geſtalt an ſeinem Halſe hängen, ihr Mund preßte ſich auf den ſeinen; er wurde wie Wachs, ſo hart er ſich auch ſtellte. Nein, was die Maria auch ſagte . . .!

Er biß die Zähne aufeinander und dachte an den geſtrigen Abend. Da war er noch einmal aufgeſtanden — er hatte ſchon im Bett gelegen — und war, barfuß, damit ihn die Maria nicht hörte, auf den Hof geſchlichen, wo der Pumpenſchwengel leiſe quietſchte und das Kettchen ſtand, hemdärmlig, im kurzen Rock. Da hatte ſie ihn genarrt, war zärtlich geweſen und doch ſpröde, und er hatte ihr die Heirat verſprochen.

Ja, haben mußte er ſie — haben! Eine Gier überkam ihn und zugleich eine unbezähmbare Wut.

Halb ſich umwendend ſchielte er nach der Schweſter. Die ſaß unbeweglich, den Rücken ihm zugedreht. Er ſah nur ihre Schulterblätter, die herausſtanden wie bei einem abgearbeiteten Pferd, ihr rotes, knochiges Genick und die dünnen Haarzöpfchen.

Und die wollte auch noch heiraten?!

Derentwegen ſollte er ſeinen Hof verkaufen, der ihm allein zukam von Gott und Rechts wegen?!

Der Zankteufel! Das tat ſie ihm nur zum Tort, jetzt, wo er ſich nicht mehr kommandieren laſſen wollte, wie er ſich immer hatte kommandieren laſſen — aber wart!

In einem grimmigen Lächeln zogen ſich ſeine Lippen von den Zähnen zurück und entblößten die ſtarken Hauer.

Er hob die Fauſt — höher — höher —

‚Joſef, ſe wird mir doch neiſt anduhn?! O, ech ſein eſu angſt — ſe will mech ſchloan‘ — — — —

Das war Kettchens Stimme! Er ſah wieder in ihre angſtvollen Augen.

‚Schloan, ſchloan,‘ raunte etwas in ihm und rüttelte ihn, daß er bebte.

Er wußte nicht mehr, was er tat und dachte; in ſeinen Schläfen ſtach es, ſeine Pulſe hämmerten, ſein Stierkopf beugte ſich vor, als wolle er eine Wand einrennen — durch! Jawohl, aber da ſtand jenſeits die Geſtalt der Schweſter, hager und doch breit, die Beine feſt aufgeſtellt, die Hände in die Seiten geſtemmt, mit der Stirn, härter wie der härteſte Stein am Moſenkopf: ‚Ech leiden et net!‘ Eine ohnmächtige Empörung packte ihn, eine ſinnloſe Verzweiflung. Fort — er ſtieß mit beiden Füßen — die da, fort! Fort, die ſich da hinſtellte, breit und frech!

Joſef ſchnappte nach Luft: ha — wär’ die nur tot!

Jäh hatte ihn der Gedanke durchzuckt, nur für die Dauer eines Augenblicks; aber schon war der Gedanke zum Wunsch geworden, der ihn durchbrannte vom Scheitel bis zur Sohle.

Brütend saß Josef Wallscheider, ganz in sich versunken.

Und hinten im Karren saß Maria Wallscheider, hatte die Hände im Schoß verschlungen, als ob sie einen Rosenkranz bete; aber sie betete nicht. Ihre Gedanken irrten umher, immer wieder kehrten sie zu dem Bruder zurück.

Also dafür hatte sie ihn aufgezogen, daß er sich die hergelaufene Magd an den Hals hing und einen trunkenen Simpel Vater nannte?! Sie dachte nicht mehr daran, daß ihr mühsam Erarbeitetes und Gespartes von dem leichtsinnigen jungen Ding verbraucht werden würde, das nun im Federbett der Eltern schlafen und das schwarze Hochzeitskleid der seligen Mutter tragen sollte — sie dachte jetzt nicht mehr an sich, nur an den Bruder.

Die Wut war verraucht und all die anderen Gefühle, mit denen sie gestern abend dem Geflüster auf dem Hof gelauscht hatte. Dachte der Bruder, dessen Schritt sie so genau kannte, sie hätte ihn nicht aus der Kammer schleichen hören?! Auch sie schlich ans Fensterchen, und stand und belauerte die beiden, die als schwarze Schatten im Mond-

ſchein auf dem Brunnentrog ſaßen und ſich umhalſten.

Jetzt fühlte ſie keine Eiferſucht mehr, eine andere Empfindung war erwacht. Ein ſtarker Quell war in ihr aufgeſprungen, der ihr Herz füllte bis zum Rand — das Muttergefühl, jenes große, ſeltſame, mit dem ſie einſtmals, ſelbſt noch ein Kind, das kleinere Kind in ihre Arme geſchloſſen.

„Heilige Maria, Moddergotts, durch deine Seele gehen ſieben Schwerter, bitt' für mich!"

Gern hätte ſie den Bruder angerufen: ‚Du, Joſef, neiſt for ungud!' Aber das durfte ſie doch nicht, ſie war ja die ältere.

Und ſo preßte ſie die zuckenden Lippen zuſammen, daß kein Schluchzen ſich ihnen entrang. Und ſie ſenkte die Stirn immer tiefer in einer ſchmerzvollen Sehnſucht — nichts, nichts hatte ſie auf der Welt als den kleinen Bruder! In einer ſtumpfen Traurigkeit fuhr ſie dahin, das Geſicht zu Stein erſtarrt. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Sonne ſtand ſchon faſt im Mittag, als ſie den Acker erreichten.

In ſtummer Wut warf der Bauer die Säcke vom Wagen, in ſtummer Wut ſchirrte er auch die Kühe vor den Pflug und in ſtummer Wut zog er die Furchen, in denen die Schweſter hinter ihm dreinſchritt und die Stücke der Kartoffeln, Schritt um Schritt, in die Furche legte.

Nun waren ſie ſchon ſiebenmal den Acker auf und nieder geſchritten; noch immer ſprachen ſie kein Wort.

‚Tot — tot — — — —!‘ ſummte es in Joſefs dickem Schädel. Weiter dachte er nichts; nur an dies eine Wort klammerten ſich ſeine Gedanken. Mechaniſch hob er die Peitſche, wandte den Pflug und trottete voran. Er hörte nicht, daß die Schweſter hinter ihm drein keuchte; ſtark ſchritt er zu, ohne anzuhalten.

Es wurde ihr ſchwer zu folgen, aber ſie ſagte nichts; unermüdlich griff ihre Hand in die Schürze und ſenkte ſich dann zur Erde. Den gekrümmten Rücken richtete ſie gar nicht mehr auf. Sie ſah nicht mehr empor zum Himmel, nicht in die ſonnige Weite; nur auf der nägelbeſchlagenen Schuhſohle des Bruders hafteten ihre Blicke, in ſeine Fußſtapfen trat auch ſie. Dicht folgte ſie dem blanken Eiſen des Pfluges.

Furche auf, Furche ab — Kartoffel um Kartoffel.

In eine Wolke rötlichen Staubes gehüllt waren Pflug und Kühe, Bruder und Schweſter.

Kein Laut rundum. Glitzernd und gleißend lag das Hochland, die Sonne brannte und ſtach und biß. Vom Tal links, vom Tal rechts ſtieg ein glühender Brodem auf und kroch ſchwer über den einſamen Acker auf freiragender Höhe. Kein Windhauch.

Selbſt das Wildwaſſer unten im Fiſchbachtal

rauſchte nicht mehr herauf. Und kein Rauſchen ſtieg empor aus Wälderkronen; ſtarr ruhten drunten die Baumwipfel, kein Lüftchen liſpelte in den Blättern. Die Vögel ſangen nicht, die Grillen zirpten nicht mehr. Schwüler ward es, immer ſchwüler. Laſtend deckte der Himmel die Erde.

Noch ſchien die Sonne, aber ihr Schein war falſch. Und das falſche Gold blinzelte tückiſch über Acker und Höhen, lächelte noch einmal betrügeriſch hinunter ins Tal und war dann plötzlich verſchwunden.

Dort, rückwärts, auf dem Gipfel des Moſenkopfes, thront eine Wolke, weiß und feſt wie ein kleiner Ball — und da, auf der Höhe jenſeits des Fiſchbachtals, thront auch eine. Die beiden Bälle lauern gegenüber wie zwei Gegner. Kein Atemzug, alles Erwartung. Noch ſtehen ſie ſtill.

Die ſiebzehnte Furche war abgeſchritten, nun ging's in die achtzehnte.

Der Pflüger war blind und taub; er hörte nicht das leiſe: „Joſef", das bittend hinter ihm erklang. Das finſtere Geſicht mit ſtumpfſinnigem Ausdruck auf die Bruſt geneigt ſchritt er voran; ſchwer war ſein Tritt und zerſtampfte die Erde, ſeine Stirn krampfte ſich zuſammen, ſein Mund verzerrte ſich, ſeine Fauſt ballte ſich um den Peitſchenknauf, wie ein blitzendes Meſſer fuhr die Pflugſchar ins Erdreich: — tot — tot —! Er knirſchte mit den Zähnen.

Ha, was war das?!

Die Kühe ſtutzen.

Er fährt auf, ſein Mund öffnet ſich zum wilden Fluch — — —

Quer über den Acker weg geht ein jähes Leuchten, rot, gelb und blau, wie von brennendem Schwefel. Ein Schlag trifft ihn vor den Kopf wie ein Beilhieb — geblendet, taumelnd, betäubt ſchließt er die Augen — krach, zugleich ein Donner, ein Schlag, kurz und furchtbar, der die Erde zu ſpalten ſcheint, den Acker mittendurch reißt und hinunter ins Tal fährt.

Stille.

Wie gelähmt ſteht er.

Und dann ein Laut — — —

Eine eiſige Hand packt ihn ins Genick; er muß ſich wenden. Zum erſten Mal ſieht er zurück.

„Maria!“

Das iſt ein Schrei, furchtbar wie die Stimme des Himmels. Gellend bricht ſich der Angſtſchrei des Bruders an den Höhen und hallt im ſchauerlichen Echo wieder.

Da liegt ſie in der Furche, zuſammengefallen wie ein Bündel Lumpen. Von ihrer linken Schläfe abwärts zieht ſich ein Streif, unheimlich ſchwarz und ſeltſam, über die Wange, über den Hals. Ihr Kleid iſt verſengt; längs Ärmel und Rock, gerade herunter klafft ein Riß mit verkohlten Rändern, und der blaue

Strumpf, halb heruntergerutſcht von der Wade, brennt. Sie verdreht die Augen und ſtöhnt.

Es wird Nacht.

„Hilf! Hilf!“

Ein Menſch, ſinnlos vor Entſetzen, brüllt in die verfinſterte Einſamkeit.

„Hilf! Zu Hilf!“

Und das Gewitter antwortet, Schlag um Schlag. Auf Blitz folgt Donner, auf Donner Blitz. Die Welt bebt.

„Zu Hilf! Maria — Maria!“

Er will ſie aufraffen, ſchwer zieht ihr Körper ihn mit nieder; er liegt auf den Knieen und hält ſie in den Armen. Fahl iſt ihr Geſicht im ſchwefligen Schein, ſchrecklich ſtiert der ſchwarze Streif aus der Todesbläſſe. Ihre Naſe wird ſpitz, klebriger Schweiß rinnt über die Stirn. Sie ringt nach Luft, ſie will ſprechen und kann nicht.

„Maach Buß un Reu, Maria! Buß un Reu!“

Haſtig faltet er ihre ſchlaffen Hände und ſpricht ihr vor, zitternd und ſtotternd:

„Ich bereu all meine Sünden aus Furcht vor Strafe — Herr, erbarme dich meiner! Ich bitt dich demütig um Vergebung meiner Sünden — um ein gnädiges Gericht — ſei mir gnädig! Ich armer Sünder bitt dich, erhör mich!“

Ihre Lippen zittern, ſie bäumt ſich in ſeinen

Armen, ihre gefalteten Hände reißt ſie auseinander und krallt mit einem Ächzen ihre Finger in ſeinen Kittel. Ihr brechender Blick ſucht den ſeinen.

„Erbarm dich!“ ſtöhnt er. „Jeſus, Maria, Joſef, euch ſchenk ich meine Seele!“

Ein wunderbarer Ausdruck gleitet über das Geſicht der Sterbenden; aus ihrer Kehle dringt ein Gurgeln, ein Lallen:

„Jo—ſef!“ Ihr blaſſer Mund verzieht ſich zu einem Lächeln.

Und dann ein Seufzer aus den Tiefen der Seele. Schwer ſinkt ſie ihm an die Bruſt.

Sie fällt ihm aus den Armen — tot.

Und er heult auf wie ein wildes Tier und ringt die Hände, und ſtößt ſich vor die Bruſt und ſchlägt die geballten Fäuſte gegen die Stirn, und rauft ſich die Haare, und wirft ſich über die Tote, und reißt ſie in ſeine Arme, und drückt und ſchüttelt ſie, und läßt ſie wieder fallen, und ſpringt auf und rennt davon, und kehrt zurück und wirft ſich wieder bei ihr nieder, und ſpringt wieder auf und tobt wie ein Raſender, und heult und heult.

Aber die Donner verſchlingen ſeine Stimme, im Toſen der Lüfte verwehen ſeine Klagen in nichts. Der Himmel hat ſich aufgetan, Ströme von Waſſer ſtürzen nieder und erſäufen das Land. —

— — — — — — — — — — — — —

Josef war still geworden. Er schirrte die angstvoll sich aneinanderschmiegenden Kühe vor den Karren, schleppte die Tote vom Acker und legte sie ins Gefährt.

Stumm schritt er nebenher.

Langsam, langsam; Schritt für Schritt.

Es tobt in den Lüften und tost und lärmt, ein tausendstimmiges Echo brüllt tausendstimmige Klagen. Blitze durchzucken das Dunkel und erhellen es doch nicht; Schreie der Angst stößt der Wind aus und wird zum Sturm, der den Regen peitscht.

Ein furchtbares Rauschen geht durch die Nacht, ein Sausen und Heulen, und dazwischen ein Dröhnen, ein Tuten und Gellen — das sind die Posaunen des Gerichtes, das Ende aller Tage ist da!

Die Kühe stutzen und scheuen — da — der Karren schwankt — da der Mosenkopf! Ein leuchtender Blitz enthüllt für Augenblicke seinen Gipfel.

„Alle Heiligen!"

Mit einem Schrei schlug Josef Wallscheider das Kreuz. Eine Gestalt war neben ihm aufgetaucht, groß und ungeheuerlich, in flatternden Fetzen und wehenden Zotteln. Und es quietschte und grunzte und drängte sich um den Karren.

„Zu Hilf! Zu Hilf!"

Ein wieherndes Lachen antwortete, ein blödes Gekreisch: „Deiwel — Deiwel — hihihi!"

Da peitſchte der Bauer die Kühe. Und das Lachen des Blöden hallte ihm nach, und das Dröhnen und Tuten des Hornes.

Zitternd ſtolperte Joſef weiter; er ſchlug Kreuz um Kreuz, ſeine Lippen murmelten Gebete.

Er betete zu den heiligen vierzehn Nothelfern, zum heiligen Schutzpatron, zur ſchmerzhaften Muttergottes, den ganzen ſchmerzhaften Roſenkranz.

„Tränenvolle Mutter,
Betrübte Mutter,
Deines Sohnes beraubte Mutter,
Du Quelle der Tränen,
Bitt für uns!
Maria! Maria!

Unabläſſig klang ſein eintöniges Murmeln, die gefalteten Hände hielt er gegen den Mund gedrückt, ſeine Augen waren ſtarr erhoben.

„Herz Mariä, mit dem Schwert der Schmerzen durchbohrt,
Erbarm dich meiner!
Maria! Maria!“

Knietief watete er durch Waſſer. Donner umgrollten ihn, Blitze umzuckten ihn; er merkte es nicht.

Endlich lichtete ſich die Nacht um ein weniges — da war das Dorf, da ſein Haus! Die Kühe hielten an.

Verwundert ſtürzten die Nachbarn heraus; ſie rüttelten ihn: „Hä, Joſef, wat es paſſiert?!“

Schon umringten ſie den Wagen. Sie fanden die Tote, ſtarr und kalt, vom Regen durchnäßt, vom Hagel zerſchlagen. Mit Entſetzensgeſchrei und Gejammer ſchaffte man ſie ins Haus.

Mit fliegenden Zöpfchen ſtürzte ihnen Kettchen entgegen. Ihre dunklen Augen funkelten neugierig; ſie drängte ſich dicht heran, ein haftiger Blick ſtreifte die Leiche, ſie kreiſchte leichthin auf, um ſich dann raſch zu wenden: „Joſef!“

Und ſchon hing ſie dem Mann am Halſe und flüſterte ihm ins Ohr und ſuchte ſeine Lippen.

Mit einem Fluch ſtieß er ſie von ſich. Und als ſie noch ſtehen blieb und ihn anſtarrte, riß er der Toten den Holzſchuh vom Fuß und ſchleuderte ihr den ins Geſicht: „Gieh zum Deiwel!“

Er ſchwankt, ſeine Hände faſſen ins Leere.

Stier wird ſein Blick. Die Kniee brechen unter ihm, mit dumpfem Laut ſinkt er über der Schweſter zuſammen.

Seine Hände taſten über ſie hin — zupfen hier, ſtreicheln dort — nun umfaſſen ſie ihren Kopf und richten ihn ein wenig auf. Lange ſtarrt er ihr in die verglaſten Augen.

Und nun ſchnellt er empor. Sein wilder Blick fährt umher, die Arme hoch erhoben ſtürmt er zur

Tür. Rechts, links fliegen zur Seite, die ihn halten wollen. Schon ist er draußen.

„Ech giehn bei't Gericht!“ Furchtbar verhallt sein Schreien: „Ech — ech haon se erschlaon!“ —

Brennende Liebe

Es brannte im Dorf. Immer zur Nachtzeit; bald hier, bald da, nun schon an die acht Wochen. Eben war das Korn auf dem Feld in die Halme geschossen, als an einem dunklen Abend das erste Feuer ausgekommen war; seitdem hatte der rote Hahn wohl auf zehn Hütten gekräht.

Viel Schaden war zwar nicht entstanden: dem einen war nur das tiefhängende, mit Binsen und Stroh gedeckte Dach ein wenig angesengt worden; beim andern hatte die vom Winterschwein gesparte Speckseite, die von der Balkendecke herabbaumelte, ein bißchen gebrenzelt; beim dritten hatte das Reisig, das die sammelnden Kinder an der Seitenwand des Häuschens aufgeschichtet, geknackt und geknistert, bis die Frau, die der Säugling wachgeschrieen hatte, wähnte, draußen sei einer und hole ihr Reisig weg; beim vierten hatte der Kuh ängstliches Brüllen das Qualmen auf dem Futterboden verraten; beim fünften war's

ihnen plötzlich dem Atem. War der nicht Heizer gewesen unten im Rheinland, jahrelang?! Der einzige aus dem Dorf, der nach seiner Militärzeit nicht heimgekehrt war, um den Acker mit seinem Schweiß zu begießen, sondern der unten geblieben war, wo die Welt lockt und die lieben Heiligen nur mehr in den Domen zu finden sind, aber nicht mehr auf den Straßen. Es hieß, daß man in den Fabriken auch schwer arbeiten mußte, — mochte sein, aber sicher doch lange nicht so schwer, wie man hier oben arbeitete, wo einem im Mai gar oft noch die Feldfrucht erfror und die Kartoffel schon wieder im September. Der Ofen-Willelm hatte da unten weiter nichts zu tun gehabt als Glut zu schüren. Heizer war er gewesen, Nachtheizer in der Fabrik; aber alle Tage hatte er verschlafen können, in einem faulen Leben sein sicheres Geld verdient — bloß für's Feueranzünden!

„Hm!" Der Gemeindevorsteher kratzte sich den Kopf, als ihn etliche mit der Nase auf den Ofen-Willelm stießen. Was, der sollte das Feuer gelegt haben?! 's war freilich ein merkwürdiger Kerl, ja, da hatten sie wohl recht, ein ganz Kurioser, anders wie andere, das kam eben vom Leben draußen — aber ein Brandstifter? Nein! War nicht seine Mutter, die Witwe Driesch, ein kreuzbraves Weib, eine gottesfürchtige Frau dazu, vor der jeder die Mütze heruntertun konnte?!

Weit wies der Gemeindevorſteher die Petzer und Zuträger von ſich; aber als ihm bald darauf, in einer Sonntagnacht, der Heuſchober abbrannte, den er am Samstag-Abend erſt fertig geſetzt hatte, dicht hinter ſeinem Zaun, begann er doch auch zu ſchnuppern. Von des Ofen-Willelm Hütte her fing es auch ihm an, brenzlig zu riechen. Was, ſollte am Ende der Ofen-Willelm das Feuerſtochen nicht laſſen können? Der war ſeit Winter wieder im Dorf; im grauen Winter war nie etwas ausgekommen, aber nun, ſeit die Sonne ſchien, ſeit die am Himmel lohte, die Hütten und die Tannen, die Äcker und den Bergkopf Tag für Tag mit ihrer roten Glut überſchüttete, ſeit der ſtruppige Gebüſchſchopf flammte und die Kieſel im verſiegten Bach Funken ſprühten und auf ſonnenharten Wegen der trockene Staub blendete, ſeitdem — —!

In des Gemeindevorſtehers Kopf wogten ſeltene Gedanken; er beſprach ſich mit dem und jenem, recht heimlich. Hinter der Scheunenwand tuſchelten ſie wie verliebte Paare, oder weit draußen auf flachem Feld, wo nur die heiße Luft zitternd lauſchte. Mit den Gerichten was zu tun zu haben, iſt immer eine üble Sache, man weiß nie, ob man Recht kriegt oder Unrecht; doch eh' man ſich das Dorf anſtecken ließ, jetzt gerade, da der Brunnen anfing ſpärlich zu ſpenden, jetzt, da ſelbſt der Bach im kühleren Grund nur mehr ein dünnes Rinnſälchen über blanke Steine ſickern

ließ, jetzt, da man der Ernte gedenken mußte — sie war heuer reichlich, aber wer konnte Mut haben, sie in die Scheunen zu sammeln? — hieß es: lieber verklagt, als beklagt.

* * *

Ein warmer Abend war's nach sonnenfrohem Sommertag, als der Fußgendarm aus der nächsten Bürgermeisterei und der Gemeindevorsteher zusammen nach der Hütte der Witwe Driesch stapften.

Kathrein Driesch kochte das Abendmus. Eben hatte ihr Willelm die Herde eingetrieben; noch zitterte der letzte Ton seines Tuthorns in den Lüften, jede Kuh war gehobenen Schwanzes in ihren Stall gerannt. Nun hatte der Hirt auch Feierabend. Er saß beim Herd auf dem Schemel, hatte den Napf im Schoß, den Löffel in der Hand, und die Mutter tat ihm auf. Aber er sah nicht die bräunlichen Speckgrieben, die wie leckere Fischchen im Mehlbrei auftauchten; unverwandten Blickes schaute er ins Herdloch, drin Funken sprangen.

Die Mutter sprach:

„Jong, esu äß doch!" fischte aus ihrem Napf die Speckgrieben und tat sie ihm auch noch auf. Ihr Willelm aß die gern, und war der Speck auch sündhaft teuer, der Jung mußte alle Abend sein Ge-

ſchmelztes haben. Was hatte er denn ſonſt auf der Welt? Gar nichts! Der arme Jung!

Von fünf Söhnen war er der letzte — zwei klein geſtorben, zwei in Frankreich gefallen — immer hatte ſie ſich drein geſchickt und Amen geſprochen. Aber daß der Willelm da unten ſich ſo zu Schanden gearbeitet hatte, daß er ins Krankenhaus gemußt und dann für invalide erklärt worden war auf ſeine beſten Jahre, das grämte ſie. Er hatte nun freilich hier oben den Poſten als Gemeindehirt bekommen — aber war das wohl ein Amt für einen, der immer klüger geweſen war als die andern von ſeinem Jahrgang? Der heut noch klüger war als alle, die nach ihm dem Herrn Lehrer durch die Finger gelaufen, der eigentlich geiſtlich hätte werden müſſen, wenn's Geld dazu vorhanden geweſen wäre? Säue hüten und Kühe treiben, das kann auch ein Trottel!

Die Mutter unterdrückte einen Seufzer und ſtrich ihrem Willelm den buſchigen Haarſchopf aus den Augen.

Er brummte nur, und als ſie ihm ermunternd zuredete: „Eſu äß doch, — eſu lecker — Schweinsgriewen un Buchweizenmehl!“ — löffelte er ſich gedankenlos etwas ein und ließ es bei der andern Mundecke wieder herauslaufen. Seine Stirn blieb gerunzelt, und vom Hinterkopf, wo der Schädel durch ſpärliche Haarreſte nur unvollkommen gedeckt war, ſchien ihm

ein Zucken herabzulaufen nach dem Genick und den Rücken lang in einem leichten Rieſeln. Seine Augen blieben ſtarr, ganz abweſend, bis ſie jetzt plötzlich an zu rollen fingen von oben nach unten, von rechts nach links; unſtet folgte ſein Blick den ſpringenden Funken im Herdloch.

Die Mutter betrachtete den Sohn unverwandt, während ſie leiſe, ohne das gewohnte Schlürfen und Schnalzen des Behagens ihren Napf auslöffelte. Sie verſcheuchte die Katze, die ſich ſchnurrend heranſchlich und ihren Kopf an den Beinen des Mannes rieb, mit ſtumm-drohender Gebärde. Sie ſelber wagte kaum zu atmen. Was mochte der Willelm denken, daß er ſo ſtumm war? Früher, im Winter, war er viel parlanter geweſen. Was hatte er da nicht alles erzählt von den Fabriken unten mit ihren Rädern und Walzen, mit ihren Schornſteinen und Keſſeln, mit ihren Öfen, die einen Bauch hatten wie ein Bierfaß zur Kirmes — nein, noch viel größer, groß wie die leibhaftige Hölle, darin ellenhohe Flammen brennen! Er war an die Hitze gewöhnt, nun fror er immer, der arme Jung! Jetzt, ſelbſt im Sommer, wo andere den Schatten ſuchen, ſtellte er ſich in die pralle Sonne oben am Anger, kaute an ſeinem Kanten Brot und blickte ſtarr ins feurige Gold am Himmel. Aber heiß genug, ſagte er, würde ihm doch nicht; den ganzen Tag mußte ſie im Herd feuern, ſo viel

Reiſigholz und Tannenäpfel war ſie ſonſt im ſtrengſten Winter nicht ſammeln gegangen.

Sich den niederrinnenden Schweiß vom Geſicht wiſchend und das kattunene Tuch am mageren Hals ein wenig lüftend, raffte Kathrein Drieſch ein neues Bündel Reiſig vom Eſtrich hinterm Ofen auf, brach's knackend über dem Knie in kleine Stücke und ſtopfte alle zugleich noch dem Herd in den Rachen. Der platzte faſt.

Aber mit einem Stöhnen, mit einem Schauer des Frierens rieb ſich der Sohn jetzt die Hände, und dann ſagte er langſam, ſtockend, als mache ihm jedes Wort Mühe, und doch mit innerer Haſt:

„Modder — gieh — ſchlaofen!"

„Jao, jao," ſagte ſie und faßte ſchon nach ihrer Haube, wußte ſie doch, daß, wenn der Willelm nicht ſeinen ‚gud Schuhr'*) hatte, er leicht ungeduldig wurde. So wollte ſie ihm denn raſch den Willen tun, ſich 's Deckbett über die Ohren ziehn, wenn auch draußen noch Leben war. Von fern klang Mädchen-Gekreiſch und das Dengeln von Senſen.

Auch Willelm lauſchte. Er war jetzt aufgeſtanden; den Kopf weit vorſtreckend, daß ſich ihm die Stränge am Hals zerrten, verharrte er unbeweglich. Die Kniee hielt er eingeknickt, die Lippe hing ihm. Nur die Augen des finſteren Geſichts fuhren beſtändig

*) jour.

umher, lauernd, geängſtet wie bei einem Tier, das gejagt wird und das doch ſelber jagen möchte. Die Nüſtern der ſtumpfen Naſe blähten ſich witternd.

Durch die tiefer und tiefer werdende Dunkelheit der Bauernſtube tönte jetzt das betende Leiern der Alten:

„Gegrüßet ſeiſt du, Maria, voller Gnaden,
Der Herr iſt mit dir,
Gebenedeit biſt du unter den Weibern
Und gebenedeit die Frucht deines —“

Sie unterbrach ſich, ihres Sohnes gedenkend: „Willelm!“ Und als er nicht kam, kletterte ſie noch einmal aus dem Bett, tappte ſich auf bloßen Füßen zum Sohn hin, machte dem Vierzigjährigen, wie ſie es einſt dem Vierjährigen getan, das Zeichen des Kreuzes auf Stirn und Bruſt und tappte dann befriedigt wieder zurück. Gleich darauf ſchnieften ſchon ihre ruhigen Atemzüge.

Ein ſeltſames Lachen verzog das düſtre Geſicht des Sohnes: nun ſchlief ſie — nun ſchlief ſie — nun ging er — ſeine Öfen anſtecken — huh, ihn fror — da wurde er wieder warm — hei, wenn die Funken tanzten und die rote Glut fauchte, einem entgegen ſchlug, als wollte ſie einem das Hirn ausdörren — heiß, immer heißer — — — ha, wer kam da, wer wollte ihn ſtören?!

Zuſammenſchreckend blieb er plötzlich ſtehn, die Stirn wie im Schmerz krampfend.

Außen drückte eine Hand kräftig auf die Klinke; die immer unverſchloſſene Tür gab nach, und aus der weichen Dämmerung des milden Sommerabends traten der Gendarm und der Gemeindevorſteher in die überheizte Dunkelheit der Witwenſtube.

„Schlaoft Ihr eweil ſchon?“ ſagte etwas verlegen der Gemeindevorſteher. „Häh, Kathrein, exkuſört! Hört ehs!“

Aber der Gendarm hatte den, deswegen ſie kamen, ſchon beim Kragen gepackt und ihn niedergeduckt mit einer Fauſt, die an Widerſtreben gewöhnt war.

Ofen-Willelm dachte nicht daran, ſich zu ſträuben; ſcheu die Schultern hochziehend und den Kopf zwiſchen die Schultern ſteckend, duckte er ſich. Nur einen unzufriedenen, unbehaglichen Laut ſtieß er aus, wie unſanft aus dem Schlaf geſtörte Kinder tun.

Die Alte, die der laute Ruf des Gemeindevorſtehers nicht geweckt hatte, wurde jetzt ſofort wach und ſetzte ſich im Bette auf:

„Willelm, wuh biſte? Wat haſte, Willelm?“

„Hän es hei — nor ruhig,“ ſagte der Gemeindevorſteher und tappte nach dem Herd, die Glut aufzuſtören, daß ſie hell leuchtete. „Kathrein, ſeid eweil verſtännig, maacht kein Ambra!*) Dän Willelm hei, dän hole mir eweil ebbes mit, dän — dän ſoll — dän muß — dän — —“

*) embarras.

„Dän Willelm mitholen — waor dann?!“ Das Weib ſtutzte. „Dän Willelm, nä, dän bleiwt hei,“ ſagte ſie kurz entſchloſſen und taſtete nach ihren Röcken auf dem Schemel am Bett.

„Bleiwt nor liegen, bleiwt noren! St — — —!“

Der Gemeindevorſteher wollte ihr die Hand auf den Mund legen, aber ſchon hatte ſie die goldenen Knöpfe der Uniform blinkern ſehn, und in ſinnloſer Angſt vor 'm Gendarmen einen hellen Schrei ausgeſtoßen. Mit beiden Füßen zugleich fuhr ſie aus dem Bett und ſtand nun zitternd vor den Männern.

Was wollten die hier?! Bei Nacht noch dazu?! In verſtändnisloſem Entſetzen irrten ihre Augen von einem zum andern. Nun ſah ſie den Griff, mit dem der Gendarm ihren Willelm gepackt hielt. Was, was hatte ihr Willelm getan?! Nichts hatte der getan, loslaſſen ſollten ſie ihn, gleich auf der Stell'!

Zeternd ging ſie gegen den Gendarmen an, aber der ſchob ſie unſanft beiſeite.

„Halt Euer Maul, Frau,“ ſagte er kurz, „macht Euch kein Ungelegenheit. Voran!“

Er ſtieß den Verhafteten zum Fortgehen in den Rücken. Aber die alte Frau packte ihn am Uniformſchoß und hielt ihn feſt mit ungeahnter Kraft.

„Dän Willelm, dän Willelm,“ ſchrie ſie in höchſten Tönen, „wat haot hän dann gedahn, wat haot

hän dann gedahn?! Hähr Schandarm, och, laoßt hän doch hei, dän maocht jao ſein Läwen kein Schpitackel, dän gieht jao gleich in't Bett, dän ſäuft net, dän zankt net, dän es alleweil ruhig — och, duht ihm neiſt! Jeſes Maria, Hähr Schandarm, liewer Hähr Schandarm, duht dem Könd neiſt!"

Die Zähne klapperten ihr in Furcht und Schluchzen; ſie hatte den Uniformſchoß fahren laſſen und verſuchte nun, ihren Sohn dem eiſernen Griff zu entwinden. Sie wußte wohl ſelbſt nicht, daß ſie dabei kratzte und kniff.

Der Gendarm hatte alle Mühe, das Weibsbild abzuſchütteln, zumal ſein Arreſtant, durch das Beiſpiel der Mutter angeſteckt, ſich auch zu ſträuben begann. Endlich ſchaffte ein kräftiger Stoß die Alte beiſeite, und Handſchellen, im Nu aus der Taſche gezogen, feſſelten den Verbrecher.

„In't Kittchen —?!" Der gellende Schrei der Frau hallte von den rußigen Wänden wider. Sie lag auf den Knieen und rang die Hände: „Nikla, Nikla! Hähr Schandarm! Hährgott im Himmel! Wat haot hän dann gedahn?! Ech ſchwören, dän es eſu unſchullig wie neugeboren! Dän ſchnied't ke Gras uf andrer Leut's Wieſ, dän bricht ke Äſtche im Wald ahf — dän es noch nie öwer dän Zaun geſtiegen, für Äppel zu plücken beim Hähr Paſtor — glauwt et, glauwt et doch, bei meiner ewigen Sälig-

keit, dän es eſu ene gude Jung! Hän haot mer immer Kaffee on Zucker erufgeſchickt, on en ſchwaarz Schörz für nach der Kirch ze giehn, on hän haot ſich ahffottegrafiere laoßen für ſein Modder — on ſe alle Jaohr uf einen Dag beſucht! Och, hän es eſu gud, glaurot et doch noren! Ech will ſtärwen uf der Stell, wann ech net de pure Waohrheit ſaon! Nikla" — ſie wandte ſich flehend an den Ortsvorſteher — „Nikla, dir kennt mech ſeit Menſchegedenk', ſaot, haon ech Eich je wat fürgemaach? Helft mer doch! Laoßt hän doch hei!" Sie machte Anſtalt, ſeine Kniee zu umklammern.

„Seit doch net eſu gäck, Kathrein," murmelte der Ortsvorſteher zurückweichend, „Eier Willelm kömmt jao bal redur, et es nor für dat hän ſich ausweiſt — dat hän — hm —!" Verlegen mied er den angſtvoll ſich einbohrenden Blick der Frau. „Hm, dat mer et zu wiſſen krieht — no, dat hän et net es, dän hei alleweil dat Feuer anfänkt!"

„Dat Feuer — hei dat Feuer —?!" Ganz verwirrt glotzte die Frau nach ihrem Herd. „Nä, dat fänken ech immer fälwer an!"

„Och was!" Der Gendarm wurde ungeduldig; ohne viel Aufhebens hatte man den Kerl fortſchaffen wollen, und nun dauerte das Gezeter ſchon ſo lange, daß bald die ganze Straße voll Neugieriger ſtehn würde. „Dummes Weibsbild, von dem Feuer is ja gar keine Red'! Brand hat er angelegt, der

Schubjack! Voran jetzt, marſch!“ Er ſtieß ſeinen Häftling der Tür zu.

Der Willelm Brand angelegt?! Die alte Frau hob verwundert die Hände. Es konnte einer glauben, ihr Willelm hätte Brand angelegt?!

„Jeſes Maria,“ ſie ſchlug ein Kreuz und faltete dann die Hände, „eſu en Sünd!“ Das war ja ein Verbrechen! Ihr Willelm ein Verbrecher? Das war ja beinah zum Lachen! „Ha, ha!“ Sie ſtieß ein kurzes, aufgeregtes Lachen aus: „Nä, Hähr Schandarm, ſu ebbes duht dän Willelm net!“

„Allons,“ ſagte der Gendarm und ſchob den Willelm zu Tür hinaus. „Das wird ſich ja finden. Hat der Kerl 's nicht getan, werden ſe'n Euch ſchon bald retour ſchicken!“

Ja, das würden ſie auch! Des war ſie ganz ſicher.

* * *

So bald, wie die Witwe Drieſch ſich's gedacht hatte, kam ihr Willelm nun doch nicht zurück. Viermal ſchon war ſie darum in des Ortsvorſtehers Haus geweſen, und auf der Straße, auf dem Acker ſchrie ſie ihm nach:

„Häh, Nikla, wanneh kömmt dän Willelm redur?“

Auch er wußte nichts, zuckte nur die Achſeln und vertröſtete ſie, ſah er ihr banges Geſicht und ihre

verlangenden Augen, mit seinem steten: ‚Seid doch net esu gäck, Kathrein, hän kömmt bal redur!‘

Nun waren schon vier Wochen ins Land gegangen; das Tannenwäldchen beim Dorf strömte überstarken Harzduft aus, langsam sickernde, bernsteinfarbene Rinnsale tränten die rissigen Stämme hinab, alle Feuchtigkeit schien den Bäumen entwichen. Durch die Stille des Auguft-Mittags hörte man das Fallen der Nadeln und das Kniftern von Zweigen und Zweiglein. Zu sehr hatte die Sonne ob ihnen gegloft.

Über die Felder kam mehliger Duft; das Korn war gehauen. In Schwaden lag's am Boden; die Weiber rafften, die Männer banden und setzten die Mandeln auf, und die Kinder, die jetzt frei an der geschloffenen Schultür vorüber durften, liefen über die Stoppel und sammelten die verstreuten Ähren. Das Dengeln der Sensen am Feierabend, diese eintönige Muftk des Dorfes, hatte aufgehört, dafür knarrten jetzt am Tag die Ochsenwagen über die zu tennenhartem Lehm gebrannte Straße hinaus, und ‚hott und hahr‘ und Peitschenknall erschütterten die Luft über den flimmernden Feldern.

Alles war draußen. Nur Kathrein Driesch nicht; die hatte nichts zu ernten. Still saß sie in ihrer Hütte und hörte, war das Rattern der ausziehenden Wagen verstummt, nichts als das Surren der Fliegen

und das Knaſtern des Reiſigfeuers im Herd. Sie ſchürte, wie immer, denn wenn er heimkam, ſollte er's doch nach ſeinem ‚Ehs'*) finden. Und wie ſie ſo daſaß, läſſig die Hände, — ſie konnte nicht arbeiten, was auch, wozu auch, er war ja nicht da — kamen ihr die Gedanken: Jeſus, wenn ſie dem Willelm was antaten?! Wie lange hielten ſie ihn denn nur da?! Nun glaubte ſie dem Nikla nicht mehr — der log ja, trotz ſeiner grauen Haare! Der wich ihr aus; geſtern abend hatte ſie's deutlich gemerkt.

Da war ſie auf ihn zugelaufen, gerade als er vorm beladnen Erntewagen her heimſchritt, die Heugabel über der Schulter.

‚Wanneh kömmt dän Willelm?!'

Er aber hatte den Kopf auf die Seite gedreht und übers Wetter angefangen mit ſeinem Sohn, dem Matthes, der hinter ihm ſchritt.

‚Häh, Nikla?' War er taub? Sie hatte ihn angepackt, am Hemd vorn bei der Bruſt, und hatte ihm ins Geſicht geſchrieen:

‚Wanneh kömmt hän?' Nun mußte er's doch hören!

Aber ſtatt ihr Antwort zu geben, war er unwirſch geworden:

‚Laoßt mech in Ruh,' und hatte den Ochſen, die unterm Joch, die Köpfe geſenkt, mühſelig daher

*) à son aise.

ſchnauften, mit der Peitſche eins übergehauen: ‚Häh, häh, Luderzeug, voran, häh, häh,‘ und war ſchnelleren Schritts weitergezogen mit Sohn und Knecht und mit dem Enkelkind hoch oben auf den goldenen Korngarben.

Und ſie hatte ohne Antwort dageſtanden und wie tiefſinnig zur Erde auf die weißen Schaumflocken geſtiert, die den angeſtrengten Ochſen aus dem Maule geklext waren.

Warum hatte ihr der Nikla nicht ſtand gehalten?! Die ganze Nacht hatte ſie darum nicht ſchlafen können, nnd wenn ſie auch fleißig gebetet hatte, Ruhe hatte ſie doch nicht gefunden. Sonſt hatte der Nikla doch gern mit ihr ein Wort ausgetauſcht, nie war er ihr vorbeigegangen?! Jäh ward ſie des plötzlich inne: auch andere wichen ihr aus! Ihr Nachbar zur Linken, Heid's Joſef, deſſen Häuschen ſich ſo dicht an das ihre lehnte, als wären die zwei eins, ſah ſie früher nie hinten im Gärtchen Unkraut jäten oder ihren Kappes begießen, ohne daß er ſich über den Zaun lehnte, mit ihr ein Schwätzchen zu halten — und ihre Nachbarin zur Rechten, die Schneiderſch, eine Wittib wie ſie, die nur die Hand zum Fenſterchen herauszuſtrecken brauchte, um an ihrem Fenſterchen zu pochen, hatte auch ſchon ſeit Tagen nicht bei ihr angeklopft. Was hatten die denn — ſie war ſich keiner Unfreundlichkeit bewußt und einen

Klatſch hatte ſie nicht angefangen — war's etwa wegen dem Willelm?! Jeſus, der arme Jung, was hatten ſie nur gegen den? Und er hatte das Vieh doch ſo ſorgſam gehütet; jede Kuh war ihm lieb, und war ein Ferkel müde, ſo trug er's heim auf den Armen. Nein, einen ſo guten Hirten kriegten ſie nie wieder. Jetzt mußte das arme Vieh immer im dunſtigen Stall bleiben, niemand fand während der Ernte Zeit, es ins Freie zu treiben. O je, die würden ſchon noch einſehn, was der Willelm wert war! Aber ſo waren die immer geweſen: iſt einer lange in der Fremde draußen, der iſt nicht mehr einer von ihnen — und nun gar der Willelm, der beſonderer war als alle, den guckten ſie ſcheel an. Mochte auch ſein, daß ſie ihm das Geld, das er als Rente bezog — wie ein penſionierter Herr — neideten, ihm's vielleicht auch nicht gönnten, daß er dazu noch den Poſten als Gemeindehirt gekriegt hatte. Es langte nun ſo ſchön für ſie beide; nun brauchte ſie auf ihre alten Jahre nicht mehr in Tagelohn gehen wie früher — ach ja, was war ihr der Willelm doch für ein Glück! Andre Männer in ſeinem Alter haben längſt Frau und Kinder, aber ſie hatte den Sohn noch ſo ganz für ſich allein!

In der Stille ihrer Einſamkeit rief ſich die Mutter alle Tage des Beiſammenlebens zurück. Viel geredet hatten ſie nicht miteinander, der Willelm war

ein Stummer; aber zu Zeiten, wenn ihn das arge Kopfweh plagte, dann hatte er den Kopf an sie gelehnt wie ein Kind, das sich duckt, und sie hatte ihn gestrichen, immer sacht über den Schädel, immer sacht, und er hatte geschnurrt dabei wie der Kater. Das war schön gewesen! Ach, wenn er nur erst wieder da wär'!

Es drängte sie allgewaltig, sie mußte nieder auf die Kniee fallen, hier in der Stube genau so wie in der Kirche, und der heiligen Mutter auf dem höchsten Thron eine Kerze geloben von weißem Wachs, wenn die ihr den Sohn schickte. Unter Tränen, die, ohne daß sie's merkte, ihr über die runzligen Wangen rollten, versprach sie:

„Ech gelowen dir en Kerz für deinen Altar, Maria voll der Gnaden! Ech fänken dir en Kerz an — die soll brennen esu hell, esu hoch! — heilige Maria, Modder Gottes, erhör mech um deines Sohnes, um deines Sohnes willen!"

Inbrünstig wiederholte sie das viele Male.

In der nächsten Nacht glaubte sie seinen Tritt zu hören. Sie fuhr auf, das Herz klopfte ihr hart. Aber die Tritte hielten nicht an, sie trabten vorüber: 's war wohl einer, der spät aus der Wirtschaft nach Hause ging. Ach, zu ihr ging keiner ein! Und sie weinte, und ein Verlangen stieg in ihr auf, daß sie hätte hinkriechen mögen, hin auf Händen und Füßen, bis wo ihr Sohn war.

Wo war der?! Im Kittchen. Das hatte ihr heute die Schneiderſch zugeſchrieen, als ſie's nicht ausgehalten und bei der angeklopft hatte. Im Kittchen — ja, das wußte ſie, aber was ſollte er da, was machte er da ſo lange? Das hatte die Schneiderſch auch nicht gewußt — oder wollte die's am Ende nicht ſagen? Und warum war er da?! Ja, darauf hatte die Nachbarin auch nicht geantwortet, aber ſie hatte ein großes Gejammer angefangen über die böſe Welt und die ſchlechten Leut' und ſich vielmals bekreuzt: ‚Gott bewaohr uns, Gott behüt uns, heilige Modder bitt für uns — eſu en Kerl, eſu en Scheuſal!' Und dann hatte ſie geſeufzt: ‚Kathrein, ech muß en Dauer met Euch haon — nä, nä, eſu en Kreiz!'

Bei der Schneiderſch war kein Troſt zu finden geweſen; im Gegenteil, ſeit Kathrein bei der angepocht hatte, war eine noch verzehrendere Unruhe über ſie gekommen. Sie trippelte in ihrer Stube hin und her, vom Bett zur Bank, von der Bank zur Truhe, von der Truhe zum Herd, nahm bald dies zur Hand, bald jenes, jetzt den Eimer, dann den Napf, jetzt das Meſſer, dann den Löffel — es hatte alles nicht Zweck noch Ziel. Im Ställchen hinten meckerte kläglich die vergeſſene Ziege. Mitten im Trippeln hielt das Weib dann plötzlich an und faßte ſich nach dem Kopf; aber ſie erinnerte ſich nicht der vergeſſenen Ziege — was,

was hatte die Schneiderſch geſagt? ‚Ech muß en Dauer met Euch haon‘ — und ‚Eſu en Kerl, eſu en Scheuſal‘ — wen meinte ſie damit? Wer war ein Kerl, wer war ein Scheuſal? Ihr Willelm doch nicht gar? Oho! In den ſanften Augen der alten Frau begann es zu flammen, ſie hob die Fauſt und ſchlug an die Stubenwand, daß die nebenan es hören mußte, und ſchimpfte dabei:

„Frech Menſch, Lügenerſch!“

Nein, ihr Sohn war kein Kerl und auch kein Scheuſal! Der Gedanke an ihn ſänftigte ihren Zorn, aber die Unruhe vermochte auch er nicht zu bannen. Wenn ſie nur wüßte, warum er ſo lange nicht wiederkam?! Ach, daß er doch jetzt hier wäre, von dem guten Eſſen koſtete, das ſie alle Tage friſch für ihn kochte, und das dann doch die Katze fraß, weil er immer noch nicht kam. Sie ſelber trank nur einen Kaffee, kein feſter Biſſen mehr wollte ihr die Kehle hinunter, der Hals war ihr wie zugeſtrickt. Und auf der Bruſt lag es ihr wie ein Stein; nichts wälzte den mehr ab.

Andere Jahre hatte ſie ſich mitgefreut, wenn die Erntewagen, ſchwergeladen, an ihrer Hütte vorbeiſchwankten, wenn die Nachbarn das Korn drin hatten, reif und trocken, ohne Ungemach. Mochte jetzt der Himmel ſich auftun und Waſſer ohn' Ende herabſchütten, daß alles niedergeſchlagen ward wie mit

Hämmern! Sonſt war ſie alle Morgen in die Meſſe gelaufen und hatte fleißig gebetet um gnädige Bewahrung vor Wettersnot. Mochten jetzt Donner niederdröhnen und Blitze niederfahren und Hagel niederpraſſeln, dick wie Eier, — warum kam der Willelm nicht?! —

Es war heuer eine geſegnete Ernte. So viel totreifes Korn hatten die Eifeler noch nicht trocken in ihren Scheuern gehabt. Wenn das gute Wetter nur noch ein wenig anhielt! In zwei Tagen würde das letzte geborgen ſein.

Das Dorf war froh, alle zweihundert Seelen freuten ſich, Mann und Weib, Junge und Mädchen. Selbſt die ganz kleinen Kinder grahlten luſtig am Feldrain, wo die Mütter ſie unter einem notdürftig ſchattenden Buſch neben dem Trinkkrug und dem blechernen Eßnapf niedergeſetzt hatten, derweil ſie emſig ihren Ehemännern halfen. Am müden Abend noch klang Ziehharmonika, und die Mädchen lachten am Brunnen.

Überall hörte die Witwe Drieſch von guter Zeit reden. Es trieb ſie jetzt auf die Gaſſe. Wo zwei, drei zuſammenſtanden, machte ſie ſich heran — ſprachen ſie vom Willelm? Ach nein! Enttäuſcht fuhr ſie zurück, um weiter zu laufen, ruhelos an den Hütten entlang zu ſtreichen, das Ohr lauſchend an die kleinen Fenſter geneigt. Drinnen Lachen und Tellergeklapper, tiefer Männerbaß, Weibergeträtſch und Kindergreinen.

Aber vom Willelm hörte ſie nichts. Ihre Augen, die keinen Schlaf mehr fanden, wurden trüb und rot und ſchauten wie durch einen Nebel. Weit entrückt ſchienen ihr die Nachbarn und das Dorf, und alles, was ihr bisher vertraut geweſen war. Sie ſah nur deutlich den Weg, auf dem ihr Sohn bald kommen würde — ja, kommen mußte!

Die Weiber ſchauten ihr mitleidig nach, wenn ſie, den hageren Rücken gebückt, das graue Haar unordentlich unter der Kappe hervorhängend, mit ihrem Eimer zum Brunnen ſchlich. Aber ſie wich jetzt ſcheu den halb neugierigen, halb teilnahmsvollen Grüßen aus — was wollten die Weiber mit ihrem dummen Gucken? Nein, ſie brauchte jetzt keinen Menſchen mehr, ſie verlangte nach niemandes Wort — ihr Sohn ſollte wiederkommen, den wollte ſie wieder haben! In Trotz und Pein kniff ſie den Mund feſt zuſammen und zwang die Frage, die ſich ihr trotzdem immer herausdrängen wollte, nieder. Warum fragen?! Selbſt die Heilige, vor deren Altar ſie die Steinflieſen mit ihrer Stirn ſcheuerte, gab ihr die Antwort, die einzige, die ſie haben wollte, nicht. —

Am Sonntag Abend klang vergnügtes Johlen aus der Schenke. Drin ſaßen die Männer des Dorfs. Schade, daß einem heut der Sonntag dazwiſchengekommen war, ſonſt hätte man das letzte eingekriegt! Nun mußte man morgen noch einmal hinaus. Aber:

alle Mann heran und die Weiber und die größeren Kinder auch, selbst die Alten durften sich morgen nicht drücken, und dann — juchhei! — dann war's für dies Jahr geschafft!

Auf der Straße spielten die Kinder. Gerade vor der Witwe Driesch Haus hatten sie sich niedergelassen; die zwei Feldsteine, die als Stufen zur Haustür führten, waren so bequem, um ‚Schinkelches' darauf zu spielen, oder auch nur, um da zu hocken — die Hände um die hochgezogenen Kniee gelegt, die Gesichter aufwärts gehoben — und mit gellenden Stimmen in den Insekten durchfurrten warmen Abend hinauszuschreien:

‚Höwerlink, komm,
Schlao mer de Dromm!'

Fest hielt die alte Kathrein ihre Tür und das Fenster geschlossen; der Lärm der Kinder tat ihr weh. Sie saß beim Herd, den Kopf mit einem dicken Tuch umwunden, aber sie hörte das Geschrei doch.

‚Höwerlink, komm!'

„Willelm, komm!" Beide Arme erhebend, streckte sie die zittrigen Hände bittend in die Luft. Auch heute war er nicht gekommen. Jesus Maria, wo er nur so lange blieb?! Sonst war er viel länger fort gewesen, ein ganzes Jahr, Jahre, nie hatte sie so nach ihm verlangt — da war es ihm ja auch gut gegangen, — aber jetzt, wie ging es ihm jetzt?! Eine

furchtbare Ungewißheit peinigte ſie. Sie hatte noch nie ein Kittchen geſehen, und von denen hier herum war auch noch keiner darin geweſen. Ob er da auch ſatt zu eſſen kriegte, ob er da auch nicht fror? Wer ſtrich ihm da den Schädel, wenn er das Kopfweh hatte?!

‚Höwerlink, komm!‘

Das Schreien der Kinder ſchaffte ihr faſt körperliche Qual. Zum Fenſter humpelnd riß ſie's ſo heftig auf, daß es faſt aus ſeinem verquollenen Rahmen fiel und ſchrie hinaus:

„Maacht euch fort hei, maacht!“ und drohte mit der Fauſt.

Verdutzt ſtanden die Kinder: das waren ſie ſonſt nicht gewohnt, daß man ſie hier fortjagte. Das Kleinſte fing an zu weinen; aber des Heid's Pittchen von nebenan, ſich in der Nähe des Vaterhauſes ſicher fühlend, ſtreckte die Zunge heraus und ſchrie, in die elterliche Tür retirierend:

„Mordbrenner, Mordbrenner, Eier Willelm es en Mordbrenner, dän gieft gehänkt!“

„Hau, dän gieft gehänkt,“ heulte die Kinderſchar und ſtob nach allen Seiten.

Wortlos blieb die Frau; die drohende Fauſt noch immer erhoben, ſtand ſie am Fenſter. ‚Mordbrenner — Mordbrenner — dän gieft gehänkt‘ — das heulte ihr in den Ohren. Gehängt?! Ein Schauder überlief ſie. Sie würden ihrem Willelm doch

nichts zu leid tun? Mordbrenner — der war doch kein Mordbrenner! Es war zum Lachen — Kindergeschwätz! Aber plötzlich ergriff sie eine Todesangst: hatte nicht der Gendarm damals, als er ihn wegholte, auch etwas von ‚brennen' gesagt?! Sie hatte nie mehr daran gedacht, aber nun fiel es ihr ein — — ‚Brand hat er angelegt, der Schubjack' — wirklich, es war zum Lachen!

„Hahahahaha!" Sie lachte — ein tolles Lachen — bei dem sie den Oberkörper zum Fenster herausbog und sich die stechenden Seiten hielt.

Dann schloß sie das Fenster; es war Zeit, zu Bett zu gehn. Aber es graute ihr in der grenzenlosen Einsamkeit ihrer Stube — vor was? — das wußte sie selber nicht. Wenn sie nun einmal den Nachbar zur Linken aufsuchen würde? Zum Heid hatte sie noch das meiste Zutrauen — der war ein gesetzter Mann, kam auch mal in die Fremde, bis gen Manderscheid und Daun war der schon gewesen. Fragen wollte sie ihn: was denn sein Peter damit gemeint habe: ‚Mordbrenner' und ‚dän gieft gehänkt'?!

Schwerfälligen Tritts schlorrte die Alte zur Hintertür hinaus in ihr Gärtchen. Sie trampelte durch ihr Kartoffelbeet, das sich längs des Zaunes streckte, achtlos, daß sie von den blühenden Stauden knickte.

„Häh, Josef, pst!"

„Jao — wat dann?" Der Heid hatte gerade

das Vieh gefüttert; nun kam er aus dem Stall, in Hemdsärmeln, den bunten Schlips und den gesteiften Kragen, vom Besuch im Wirtshaus her, noch um. „Jao, wat wollt Ihr dann?“ Es klang nicht sehr einladend.

Aber sie hatte dessen nicht acht. Beide Arme auf den Zaun legend, beugte sie sich zu ihm hinüber, ganz dicht. Und vertraulich sprach sie, so leise, als ob sie fürchtete, das Kartoffelkraut zu ihren Füßen und drüben der Nachbarin Bohnen könnten es hören:

„Saot, Josef, — Mordbrenner — wat es damit gemeint? Un — hänken — gieft heutzudag dann noch jemand gehänkt?“

„Waorum?“ Er guckte sie betroffen an.

„No, Eier Pittchen saot doch, dän Willelm — dän Willelm —“ nun kam wieder die ungewisse Angst vor unfaßbar und unverständlich Schrecklichem über sie, daß sie 's kaum herausbrachte — „dän saot, dän Willelm, mein Willem gieft gehänkt! Och, saot doch —“ verzweifelt faßte sie nach des Mannes Händen — „saot, wanneh kömmt hän redur? Se duhn ihm doch neist?!“

„Hm, jao,“ — Heids Josef rieb sich die Nase und kratzte sich dann hinter'm Ohr — „dat kann mer net für gewiß saon. Dän Willelm sitzt eweil in Unnersuchungshaft, un die Hähren pisacken ihm. Die kriehn et schons eraus, dat hän dat Feuer angestoch haot!“

„Wat for en Feuer?“ Sie machte die Augen weit auf.

„No, hei dat Feuer im Dorf! Et haot doch in eins fort gebrennt, bal hei, bal dao — och, duht doch net esu, als ob Ihr dat net wüßt! — un seit Euer Willelm sitzt, duht et doch net mieh brennen, kein einzig Mal mieh. Dat es doch siehr verdächtig!“

„Verdächtig — verdächtig!“ stotterte sie.

„Jao, saot sälwer, es et dat net? Paaßt uf, Ihr gieft aach noch verhört. Un mir all, als Zeugen. Dän Willelm haot et gedahn, duh es kein Zweifeln dran. Sons hätt' et doch als längs emaol widder gebrannt. n' Aowend!“

Er ließ sie stehen und sprang, mit ein paar großen Sätzen seine Beete überhüpfend, dem Hause zu, froh, ihr entronnen zu sein.

Sie rief ihm nicht nach; sie sagte kein Wort. Wie vernichtet stand sie, ihre Hände umklammerten die Zaunstecken. Kalter Schweiß lief ihr über den Körper, und ein schreckliches Fröfteln schüttelte sie. Ihr Sohn, — ihr Willem — der war — der sollte — ja, was hatte er denn eigentlich getan?!

Es war ihr, als hätte sie einen Schlag vor die Stirn bekommen; sie konnte sich auf einmal gar nichts mehr klar machen, nur das wußte sie: ihr Willelm mußte bald kommen, bald kommen und denen da die Mäuler stopfen!

Stöhnend wankte ſie in ihre Hütte zurück. Da war es jetzt ganz Nacht, nur das Feuer im Herd warf glimmende Scheine. Der ſchwarze Kater ſchnurrte, ſie nahm ihn auf den Schoß und ſtrich ihn, daß ſein Fell Funken ſprühte. Er ſchnurrte immer lauter und lauter, wie ein Spinnrad — in ihrem Kopf ſaß das Rad.

Es drehte und drehte ſich: Mordbrenner — ihr Willelm war kein Mordbrenner — gehängt — ihr Willelm wurde nicht gehängt — der Gendarm, der Heid waren Eſel — es hatte im Dorf gebrannt — ſeit er fort war, brannte es nicht mehr im Dorf — die Herren würden ihn piſacken, es ſchon herauskriegen — nein, ihr Willelm war kein Mordbrenner, ihr Willelm wurde nicht gehängt — der Gendarm, der Heid, die Herren vom Gericht, alle waren Eſel — nein, ihr Willelm war kein Mordbrenner — aber wie, wie das ausweiſen?!

Mit einem Schrei fuhr ſie auf. Ihr Willelm war unſchuldig, ganz unſchuldig, ſie, ſeine Mutter, konnte es beſchwören! Aber wer — wer glaubte ihr?!

„Heilige Maria, Modder Gottes, erbarm dech! Ech brennen dir en Kerz an — eſu hell, eſu hoch! — hän es unſchullig! Hilf, erbarm dech, heilige Maria, Modder, hilf!“

Sie lallte und ſchluchzte und rang die Hände. Auf den Knieen rutſchte ſie durch die Stube und

ſchlug die Stirn auf den Eſtrich. Was ſollte ſie anfangen, wie konnte ſie's ausweiſen, daß ihr Willelm nicht der Brandſtifter war?!

Die Nacht flog dahin, ſchon krähten die Hähne, bald würde der Morgen rot ins Fenſter ſchauen. Was ſollte ſie tun, wie ſollte ſie ihm helfen?!

„Heilige Maria, voll der Gnaden, gegrüßet ſeiſt du! Ech gelowen dir —!“

Es hatte im Dorf gebrannt, nun der Willelm im Kittchen ſaß, brannte es nicht mehr, aber wenn — ihre Augen wurden plötzlich ganz ſtier, mit einem tiefen Atemzug riß ſie die gefalteten Hände auseinander, ihre Lippen hörten auf zu murmeln, ſie packte ſich an den Kopf und drehte ſich herum wie im Wirbel und wurde dann plötzlich ganz ruhig; durch das Dunkel ihres zermarterten Kopfes ſchoß eine Erleuchtung — wenn es nun doch, doch wieder brannte?!

* * *

Sie waren alle auf den Feldern weit draußen. Selbſt die Alten und die Kinder waren mit ausgezogen. Die Kinder, vor den Geſpannen her hüpfend, den weißen Staub des Weges aufwirbelnd; die Alten, nachſchlurfend, in der Hotte den Säugling, oder den Laib Brot und den Kaffeekrug.

Nur das rufende Muhen einer Kuh, die mit vollem Euter im Stall ſtand, das unzufriedene Meckern einer Ziege, die man beim Haus angepflöckt hatte, das wütende Grunzen eines Schweins, das gern dem heißen Koben entwichen wäre und ſich draußen gewälzt hätte, belebten dann und wann die Totenſtille des Dorfes.

Noch war es nicht Mittag, aber ſchon laſtete die Sonne ſchwer, ihre Strahlen hatten förmlich Gewicht; ſie drückten alles in den Gärten nieder: die rankenden Bohnen, die breitblättrigen Rüben, das in der Dürre herbſtlich-fahl gewordene Gras. Die zwei enggedrängten Reihen der Häuschen puſteten einander Hitze ins Geſicht; ſie waren wie die Backöfen. Alles Gebälk, von Fichtenholz gezimmert, die Türen und Fenſterrahmen ſchwitzten Harz aus und ſperrten, ausgetrocknet bis ins innerſte Mark, ſich in klaffenden Fugen. Mitunter kam ein Windſtoß; aber er brachte keine Kühlung, er wirbelte nur Staub auf, und die Luft ward dicker wie vorher. Echtes Erntewetter; der blaue Himmel, leicht angegraut vom ſtaubigen Dunſt der mehligen Felder, angeraucht vom heißen Odem der dampfenden Erde.

Aus den Schornſteinen der verlaſſenen Hütten kräuſelte ſich kein Rauch; heut kam niemand um Mittag heim, heut ruhte man erſt abends, wenn das letzte Korn drinnen war. Sorgſam hatten die Haus-

frauen vorm Fortgehn das Feuer im Herd gelöſcht, mit Waſſer die etwa noch ſchwelende Glut ausgegoſſen.

Nur bei der Witwe Drieſch rauchte es. Sie war die einzige, die daheim war; und ſie hatte Feuer im Herd wie immer. Ein großes Feuer. Wollte ſie Kuchen backen? War der Sohn heimgekommen, daß ihr Schlot ſo rauchte? Dicke graue Dampfwolken quollen aus dem Schornſtein und legten ſich ſchwer übers Dach. Und jetzt tat ſich die Tür auf, die Hintertür, bei der das Reiſig lag; die Drieſch kam heraus, in der einen Hand die Doſe mit Streichhölzern, in der andern die Petroleumflaſche. Sorgſam goß ſie den letzten Reſt über die dürre Reiſigwelle aus, ein Zündhölzchen ſtrich ſie an — hei, die ganze Schachtel fing mit Feuer, ſie ließ ſie fallen, und die jähe Flamme beleckte gierig das petroleumgetränkte Gezweig.

Mit großen Augen ſtand die Alte dabei und ſah's brennen. An der Hauswand reckte ſich raſch die Flamme empor — knack — ſchon ſprang das Hinterfenſterchen von der Hitze. Schreiend fuhr der ſchwarze Kater heraus und jagte mit verſengtem Fell ins Weite.

Auch ſie ging jetzt davon, langſam, Schritt für Schritt, blieb oft ſtehen und ſah zurück: würde das Feuer auch nicht wieder verlöſchen?! Eine Angſt

kam ſie an. Hatte ſie am Ende nicht ſorgfältig genug die im Herd geſchürte Rieſenglut herausgeriſſen und in der Stube herumgezerrt? Und Stroh darauf geworfen und petroleumgetränkte Lappen? All ihr wollenes Zeug, ihr ſchwarzes Kirchenkleid und das Tuch — noch ein Geſchenk von ihrem Mann ſelig — hatte ſie deswegen in Fetzen geriſſen. Hatte ſie etwa nicht brennende Hölzer genug ins Bett geſteckt, zwiſchen die Federn der aufgeſchnittenen Kiſſen?! Doch, doch! Das Bett hatte ſchon wie eine Fackel gebrannt, als ſie aus der Hintertür herausgetaumelt war, halb erſtickt, mit vor Rauch blinden Augen. Ja, ja, ſie durfte ruhig ſein, es würde ſchon genug brennen, es würde eine Flamme geben, die alle ſahen!

Etwas raſcher ſchritt ſie weiter. Auf den Anger wollte ſie hinauf. Am Bergkopf oben, da würde ſie am beſten ſehen, wie das Feuer höher und höher ſtieg, wie es das Dach ergriff, das ihr Mann ſelig zur Hochzeit neu gedeckt, wie es das Haus verzehrte, das der Großvater ſelig einſt gebaut hatte!

Wenn nur niemand zu früh nach Haus kam, wenn die Hütte nur erſt recht, recht toll brannte!

Sie beunruhigte ſich noch immer. Durch das Tannenwäldchen gedeckt, war das Dorf jetzt ihren Blicken entzogen. Brannte es auch noch, brannte es auch wirklich noch?!

Sie rannte und keuchte bergan. Nur herauf zum Anger, voran, oben, da konnte ſie ſehen, da — —

„Hah!“ Ein langgezogener Schrei wahnwitziger Freude entſtieg gellend ihrer Bruſt. Da lag das Dorf ihr zu Füßen. Eine Rauchwolke lagerte dick über ihm. Aber jetzt, jetzt — hah! — jetzt ſchoß es rot aus der Wolke! Sie teilte ſich, ein wirbelnder Wind blies darein, feurige Zungen leckten empor, rieſengroß, freudenhell, und leckten nach rechts und leckten nach links und ſtießen zuſammen, vereinigten ſich, floſſen ineinander über, und wurden noch länger, noch breiter, wurden zu einem feurigen Band, das ſich immer mehr und mehr entrollte, ſchnell abwickelte wie von einem Knäuel.

Weit aufgeriſſenen Auges ſtierte die Frau: Jeſus, das war ein Feuer — das war ein Feuer!

Es war längſt nicht mehr die Hütte der Drieſch allein, die da brannte. Von Dürre und Sonnenglut ausgetrocknet, waren die Strohdächer aufgeflogen gleich Zunder. Jetzt brannten der Hütten ſchon vier, fünf. Aber noch nicht genug hiermit, der Wind machte ſich dahinter und blies die Flammen an. Die eine ganze Reihe des Dorfes hinunter fegte der Brand; mit geſpenſtiſcher Eile ſprangen Flämmchen von Giebel zu Giebel. Wie Matten, von geſchäftiger Hand zuſammengerollt, krempelten ſich die Strohdächer um, erſt fengten ſie, erſt ſchwelten ſie, aber dann — hui — das totreife Getreide, jedes Korn ein Funke, puffte wie

Pulver in die Höhe und ſprühte Feuergarben in die Luft. Ein ſtinkender Rauch ſtieg zum Himmel empor und verdunkelte den Tag; aus den Ställen tönten die verzweifelten Stimmen der eingeſperrten Tiere.

Kathrein Drieſch hörte nicht das Jammergebrüll der Verbrennenden. Sie hörte nicht das Geſchrei, das plötzlich, hinten weit, von den Feldern her, wie im Alarm zu ihr drang. Sie hörte nicht das Krachen von Balken und Mauerwerk — ſie ſah nur. Sah, triumphierenden Blickes, ein wildes, wogendes Flammengetümmel, eine Glut, rieſengroß, den Sonnenglanz löſchend mit ihrem Rot, eine Fackel, rieſenhoch, vom Wind geſchwungen, lodernd himmelan, bis vor des Allerbarmers ewigen Thron.

Die Mutter fiel in die Kniee nieder auf den Anger, auf das grüne Weideland der Herde und breitete ihre Arme weit und ſchlug ſie wieder zuſammen, als drücke ſie ſchon jemand an die Bruſt, und weinte und lachte und hob die zitternden Hände hoch empor über ihr greiſes Haupt und ſchrie lauter als die hundert Stimmen der herbeiſtürzenden Dörfler, ſchrie's hinein ins Angſtgebrüll der Tiere, ins Stürzen der Balken, ins Praſſeln der Flammen:

„Mein Willelm! Eweil kömmt hän!“

Der Fuhrmann

Kein Pferdehuf klapperte auf dem harten Felsboden der Dorfstraße.

Alles war still. Nur in der Kammer nebenan schnarchten die Kinder: das Kettche fein, das Josefche grob; die drei Kleinsten schnieften nur erst im Traum. Die Stille der Nacht und der Einsamkeit verdoppelte alle Geräusche.

Jetzt tönten vom Kirchturm, hell und hart, viele Schläge der Uhr. Zusammenzuckend hob die Wartende die Hände: „Jesses, als zwölfe! Wuh sticht hän eweil?! Gewiß als widder im Wirtshaus, lao versäuft hän, wat hän verdient haot. Äwer maach!“

Ihre bloßen Füße patschten eilig über den nackten Estrich; die Hüttentür aufreißend, stand sie entschlossen auf der Schwelle und lugte mit drohendem Blick die Gasse hinauf, von wo er kommen mußte.

Zu Mittag schon hätte er daheim sein können, war er doch in aller Herrgottsfrühe mit der Flora und dem Chaischen nach Kyllburg gefahren, um die feine Herrschaft, die zur Sommerfrische hier im Gasthaus gewohnt hatte, auf die Bahn zu bringen. Um vier Uhr schon war er losgefahren, hatte sich nicht einmal mehr Zeit genommen den Kaffee zu trinken. Die Herrschaft würde schon unterwegs was spendieren, hatte er gesagt.

Jawohl, drüben erst mal ein Gläschen Schnaps! Frau Lena seufzte: Ach, das leidige Fuhrwesen!

Hätten ſie doch nie von dem, was ihnen der alte Ohm hinterlaſſen hatte, das Pferd und das Chaiſchen gekauft! Freilich, dann würde der Nikla ſein Stückchen Acker noch ohne Pferd pflügen und auch wie früher in Taglohn gehen; aber ſeine Naſe wäre dann nicht ſo rot, ſeine Augen nicht ſo verſchwollen.

Wo hierzuland fünf Häuſer ſtehen, iſt eben auch gleich ein Wirtshaus dabei. Und die Sonne prallt aufs Hochland, und der Wind pfeift über die Heide, und dem Fuhrmann, der ſein müdes Gäulchen die buckelige Gegend auf und ab treibt, trocknet die Kehle aus.

Frau Lena wurde weicher, wenn ſie daran dachte, wie oft ihr Mann durch und durch naß wurde. Faßte ihn ein Gewitter in der menſchen- und häuſerleeren, ganz und gar ſchutzloſen Einſamkeit, dann Gnade Gott! Den großkarierten Kutſchermantel mußte er zum Schutz über den Chaiſenſitz breiten, und ſo ward er ſelber wie aus dem Bach gezogen, ſeine Kleider mußte man auswinden, das Hemd ihm mit Gewalt vom Leibe zerren. Der Froſt ſchüttelte ihn mitten im Sommer.

Und wenn es nicht regnet, wenn die Sonne prallt? Dann iſt es noch ebenſo ſchlimm. Dann ſprüht der felſige Boden Funken, der Staub ſteigt in Säulen auf und fällt wie graues Mehl auf Rock und Hut und Geſicht, auf Pferd und Wagen. Die

Stechfliegen bohren ſich dem armen Gaul ins braune Fell, vergeblich, daß der mit Schweif und Huf die weißſchaumigen Flanken ſchlägt. Die Luft ſteht ſtill über den Bergen und hockt dick in den Mulden; ſchattenlos zieht ſich die gewundene Straße im unbarmherzigen Glanz des Tages.

Ein Glück, daß der Nikla überall ſo gern geſehen war! Wenn er immer alles hätte ſelber bezahlen ſollen — o Jeſus! Es regte ſich wie Stolz in Frau Lena; ſie zog den Mund, der ſchon bedenkliche Zahnlücken wies, in einem geſchmeichelten Lächeln breit: ihren Mann ließ keiner vorbeifahren, den riefen ſie alle an.

‚Hä, Nikla, haalt! Seid doch net eſu preſſiert! Steigt e bißche ahf!‘ Und wenn er ſich weigerte, Eile vorſchützte, dann zogen ſie ihn ja förmlich mit Gewalt vom Wagen.

‚Ä wat, Eier Peerdche moß aach ſein Ruh kriehn. Steigt nor als ahf! Mer haon e friſch Fäßche angeſtoch, kommt ehs prowiere!‘

Und neugierig waren ſie alle. Der Nikla war aber auch beſſer wie die beſte Zeitung, noch beſſer wie das Paulinusblättchen. Er wußte immer etwas g a n z Neues.

‚Wie ſtieht et dann eweil bei Eich, ſein im Ort vill Fremden?!‘

‚Es ’t dann waohr, dat dän Laufelds Hanni de

Mühl zu Meerfeld gekaaft haot? Wat haot hän dann dervor gezaohlt?!'

‚Wanneh maacht dann dat Kemperſch Agenieß Hochzeid?! Et preſſiert, gäl?'

‚Saot, waor de Kirmes zu Eiſenſchmitt ſchien? Ech ſein ſicher, Ihr hatt net gefehlt?!'

Über alles wußte der Nikla Beſcheid, war er doch heute hier, morgen da; jetzt in Kyllburg, dann in Wittlich, gleich drauf in Gillenfeld und kam dann bis gen Gerolſtein. Bald fuhr er Fremde, bald einen Reiſenden mit Muſterkoffern, und, wenn's ſo feine Fuhren nicht gab, holte er Fracht von der Bahn. Letzthin hatte er gar ein Faß Wein von der Moſel heraufgeſchafft für den Herrn Oberförſter. Ein paar Tage war er ausgeblieben, und als er wiederkam, wußte er zu erzählen von den Rebſtöcken, die ſo dick voll mit Weintrauben hängen, wie hier oben die dornigen Ranken mit den Eifeltrauben, den Brombeeren.

Alle hörten ihm gar zu gern zu, vergaßen alles dabei, nur das Trinken nicht.

Das verfl . . . . . Saufen! Und im Winter erſt gar! Da gießt unendlicher Regen, oder weicher Schnee füllt die Mulden; die Wege ſind unkenntlich, die Räder verſinken im Kot, es nebelt um die Berge. Da hat der Fuhrmann erſt recht faule Zeit. Er ſitzt beim Ofen und gähnt und raucht und döſt vor ſich

hin, zehrt wie ein Dachs vom eignen Fett, und ſein einziger Gang iſt ins Wirtshaus. Und die Flora wird ſteif vom Stehen im Stall. Die Welt iſt wie mit Brettern vernagelt; es bleibt dem Fuhrmann nichts übrig, als Rauchen und Trinken und Schafskopfſpielen und Schlafen.

Ach, wär' der Nikla nur kein Fuhrmann! Das Weib ſeufzte. Er war doch ſonſt ein ganz umgänglicher Menſch!

Wenn ihm nur nichts paſſiert war?! Horch, die Turmuhr ſchlug ſchon wieder!

War nicht erſt kürzlich ein Radfahrer, da wo die Chauſſee bei Bleckhauſen die jähe Biegung macht, die Böſchung hinuntergeſtürzt und tot liegen geblieben? An der nämlichen Stelle hatte der Nikla auch ſchon einmal umgeworfen; aber da war Schnee geweſen, und der Herr Dechant, den er die Ehre hatte zu fahren, war weich gefallen. Heil waren ſie aufgeſtanden. Doch wenn er heut die gefährliche Stelle paſſierte ohne den Herrn Dechant — ob er da auch ſo behütet ward?!

„Heilge Maria, Moddergotts, laoß hän ſech net dän Hals brechen, paß uf hän uf!“ betete die Frau.

Wenn er nur erſt wieder heil da war! Das Herz klopfte ihr. Kein böſes Wörtchen ſollte er zu hören kriegen! ‚Lieber Nikla,‘ wollte ſie ſagen und

den Mund ſpitzen wie damals, als ſie noch ſein Mädchen war, — ‚lieber Nikla!‘

Horch, war das nicht ein Wagen?!

Haſtig ſprang ſie die ausgetretenen Steinſtufen hinunter — nein, angeführt! Der Wagen blieb oben auf der Dorfſtraße, bog nicht zu ihr ins Seitengäßchen ab.

Und da fiel es ihr plötzlich ein: der Nikla kam ja auch gar nicht von der Bleckhauſer Seite!

„O dau Kerl, dau Erumdreiwer, dau Niznotz, dau miſerabel Mannsbild!“ Die Enttäuſchte ſchimpfte laut. Konnte er ſich nicht endlich heimſcheren? Aber wart, wenn er ihr wieder heimkam wie das letzte Mal, als er in ſeinem Duſel die Peitſche unterwegs verloren hatte! Eine Peitſche, ſo gut wie neu. Zum Herrn Bürgermeiſter würde ſie dann laufen und ſich beſchweren. Zum Herrn Dechant und ſich beklagen. War das eine Manier, im Wirtshaus zu ſitzen, während ſie hier vergeblich auf ihn lauerte?!

„Eſu en Sauffack, eſu en Lidderjahn, eſu en“ —

Die Worte verſagten ihr vor Empörung. Todmüde war ſie auch; den ganzen Nachmittag hatte ſie ſich abgerackert, Reiſig geſammelt drüben jenſeits der Schlucht, wo die Lohſchäler im Frühjahr gearbeitet hatten. Eine Rieſenwelle, die, auf ihrem Rücken feſtgebunden, hoch ihren Kopf überragte, hatte ſie ganz allein nach Hauſe geſchleppt.

„Laoß hän bleiwen, wuh dän Peffer wächſt! Maanswäjen!“

Gähnend riß ſie den Mund auf und reckte die knochigen Arme über den Kopf. Die neugierigen Mondſtrahlen überhuſchten ihre ganze Magerkeit und fuhren zitternd zurück.

Humpelnd vor Müdigkeit patſchte Frau Kettchen auf ihren bloßen Füßen nun wieder in die Hütte zurück. Die Tür fiel unſanft ins Schloß.

* * *

Nikla Trittſcheid war gemächlich durch den Wald gezockelt. Er hatte keine Eile; Glock elf würde er ſchon daheim ſein.

Der Mond fing an zu ſcheinen, ganz wunderſchön. An jedem Gras, an jedem duftenden Heidekräutchen hing ein Tautropfen und blinkte; beperlte Netze ſpannten ſich über die Büſche und zwiſchen die unteren Äſte der Tannen. Der ganze große Forſt war wie mit Silber beſchüttet. Rückwärts im Wieſengrund der Salm lagen die Ruinen von Kloſter Himmerod, heute nicht altersdunkel, ſondern freundlich beglänzt wie das weißgeſtrichene Wirtshaus daneben.

Nikla blickte noch einmal um und leckte ſich dabei über die Lippen: Donnerwetter, das war ein

Tropfen gewesen! Ein Glück, daß er den Wirt von Himmerod zu Eisenschmitt getroffen! Er hatte den kleinen Umweg nicht gescheut und den guten Mann nach Hause gefahren; zum Dank für die Gefälligkeit hatte der ihm Wein vorgesetzt — jungen Wein, sauer, daß er einem die Gedärme zusammenzog, aber kräftig, feurig, hei! — besseren Wein hatten einst die Klosterherren zum Himmerod gewiß auch nicht getrunken.

„Es sollt ein Fuhrmann fahrn,
Sechs Rößcher spannt er an" —

fing er an zu singen. Ä was, das paßte ja gar nicht! Ein ander Lied!

„Ein' Linde stund an jenem Grund,
War oben breit, war unten ru—u—und" —

Der Schlucken kam ihm, er konnte nicht weiter singen; nun begann er zu pfeifen. Komisch, wie spitz man dabei 's Maul machen mußte!

„Haha, hahahaha!"

Er lachte ohn' Unterlaß und wackelte hin und her. Die Flora wackelte auch, bald auf die eine Seite des Wegs, bald auf die andre; jetzt sank die Chaise ins ausgefahrene Geleise, jetzt schwankte sie oben auf dem Rain. Als ob sie alle beide betrunken wären, Pferd und Wagen!

„Ho, Flora, alde Schateht!"

Nikla lachte in sich hinein und stieg dann mit

ſteifen Beinen vom Bock rückwärts ins Chaiſchen. Mit einem Plumps fiel er auf den gepolſterten Sitz: „Ah!“ So war's kommod!

Immer langſamer zockelte die Flora.

„Ho, hott, Flora, voran gemaach!“

Sie guckte einmal flüchtig nach hinten, aber als ihr Herr nichts mehr ſagte, ſondern das Haupt auf die Bruſt ſinken ließ, ließ auch ſie den Kopf hängen und ſetzte die Beine, als müſſe ſie nach jedem Schritt erſt einmal ordentlich ausruhn.

Der Weg war weich, eine berafte Waldſtraße, auf der die Rehe ſpazieren und hinter tannenbedunkelten Büſchen hervor äugen. Die Räder machten kein Geräuſch. In unendlicher Lautloſigkeit ſchlummerte der Kunowald, und die Heide ſchlummerte auch, und weithin die duftigen, im Mondglanz verſchwimmenden Höhen ſchlummerten auch.

„Ho—ho— Flo—lo—lora!“

Niklas' müder Hand entſanken die Zügel; ſie hingen loſe über den Bock. Die biedre Flora brauchte auch keine Lenkung, die war über die Jahre hinaus, in denen man Seitenſprünge macht. Ganz richtig bog ſie ein, wo der Wegweiſer ſteht und die berafte Waldſtraße auf die direkte Chauſſee mündet, wendete ſich hier ſicher nach rechts ſtatt nach links, zockelte noch ein bißchen, ſtand noch ein bißchen, zockelte wieder und blieb dann endgültig ſtehen. Hier war ein

lauſchiges Plätzchen. Seitab ein gluckſendes, murmelndes Bächlein, weiches Gras mit würzigem Heuduft im feuchten Grund, und ein dunkles Tannendach, das kein Wind lüftet — hier ſtand ſich's beſſer wie daheim im Stall!

Noch einen Blick warf ſie rückwärts: der Herr ſaß ſtill im Chaiſchen, den einen Arm bequem über die Lehne gehängt, den andern im Schoß ruhen laſſend. Der Kopf war ihm hintenüber geſunken, ein ſeliges Lächeln ſpielte um ſeinen halboffenen Mund mit dem blonden Schnauzbart. Förmlich ſchön war das ſchlau-ehrliche Geſicht in all ſeiner Zufriedenheit.

Flora ſpitzte noch einmal die Ohren: er ſchnarchte.

Da ſchlief auch Flora ein. — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Und der Fuhrmann träumte.

Er fuhr in einem goldenen Wagen und ein herrlicher Schecke war vorgeſpannt, deſſen Hufe berührten kaum den Boden. Huſch, waren ſie ſchon eine Meile weit, und huſch, wieder eine!

Er ſelber kutſchierte nicht, er ruhte bequem auf ſeidenem Polſter; auf dem Bock ſaß der Wirt von Himmerod, der lenkte. Und bei jedem Peitſchenknall ſprach der: ‚Euer Wohl, Euer Wohl, Euer Wohl!‘

Und ein goldenes Fäßchen ſtand neben dem Nikla; er brauchte nur zu kommandieren, ſo lief ihm in den Mund, was er wünſchte: Bier, Schnaps,

Wein. Er drückte die Augen zu und ſchmatzte und ſtöhnte vor Behagen.

Und der herrliche Schecke lief, als flöge er. Die ſilbernen Glöckchen an ſeiner Mähne, die er mit blauen Schleifen geflochten trug, klingelten, mutig blähte er die Nüſtern und ſtieß ein Wiehern aus, hell wie ein Trompetenſtoß. Das machte, er hatte goldenen Hafer im Bauch.

‚Hü, hü!‘ mußte der auf dem Bock immer zügeln. Dann rief er: ‚Brrr‘, und der herrliche Schecke ſtand.

‚Euer Wohl!‘ ſprach der Wirt von Himmerod, und Nikla kniff die Augen zu und trank und ſchmatzte und dehnte ſich vor Behagen.

Und der Wirt ſprach wieder: ‚Obergäriges von Kyllburger Hopfen bei der Couſine zu Spang-Dahlem! Doppelkorn bei der blonden Nichte zu Oberkail! Bei der Tante zu Schwarzenborn Heidelbeerwein! Des Bittburger Bier zu Eiſenſchmitt! Und neuen Apfelwein zu Himmerod — wohl bekomm's Euch! Grüßt Euer Frau!‘

Und damit verſchwand er.

Und ehe Nikla ſchreien konnte: ‚Zum Dunnerknippchen noch ehs, haalt!‘ wieherte der herrliche Schecke noch einmal auf und — — —

„Ah ſu, Flora, hm, du bis et,“ ſagte Nikla etwas enttäuſcht und rieb ſich die Augen. War das

aber mal raſch gegangen! Da war ja ſchon der Stall — koztauſend, wahrhaftig, der Stall!

„Brrr, Flora, alde Schatehk!“

Mühſam ſtieg er aus dem Wagen, hakte die Stränge los, gab der Flora eins mit der flachen Hand aufs Hinterteil, packte ſie dann — wie immer — am Halfter und zog ſie — wie immer — hinter ſich drein in den Stall.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Jeſſes, Mahn, wuh hafte dann dat Chaische?!“

Es war ein heller Schrei, mit dem Frau Lena ihren Mann am Morgen weckte; ein unſanfter Puff in die Seite fehlte auch nicht.

Nikla fuhr auf und ſah verwirrt um ſich. Vor ihm ſtand ſein Weib, und am Fußende der zerwühlten Bettſtatt ſtanden die fünf Kinder und glotzten den Vater an.

„Wuh es dat Chaische?!“

„Dat — Chaische?“ Er faßte ſich an den Kopf: au, brummte der Schädel!

„Dat Chaische!“ ſchrie Frau Lena wieder und ſtemmte die Arme in die Seiten. „Wuh hafte 't gelaoß?!“

Er ſtarrte ſie verdutzt an: „No, wuh 't immer es!“

„Olau, lauf für ze kucken! Hol et eweg, wann 't lao es!“ Sie rüttelte ihn: „Dat Chaische!“

„Laoß mech zufrieden," murrte er und wollte ſich verſchlafen auf die andere Seite drehen.

Aber ſie ließ ihm keine Ruhe.

Da wurde er grob: „Haal bei Maul!"

Sie hielt es aber nicht, ſie ſchrie in einem fort: „Dat Chaische! Dat Chaische es weg! Wuh haſte uns Chaißche gelaoß?!"

Nun wurde es ihm doch zu bunt; mit beiden Beinen zugleich fuhr er zum Bett heraus, daß die Kinder, aufkreiſchend, zur Tür ſtoben. Er ihnen nach.

„Heilig Kreizgewieder noch ehs!" Da ſtand kein Chaischen unter dem Schuppendächelchen, leer war der Platz, ganz leer! Nur die Plane lag noch da, wie er ſie geſtern in aller Frühe zur Seite geworfen hatte, und der Strick, mit dem er die Deichſel hoch zu binden pflegte.

Kein Chaischen — wo war es?!

Mann und Frau ſtarrten ſich an.

„Dat Chaische?!" ſagte ſie vorwurfsvoll.

Und er, ganz ratlos: „Dat Chaische!" Und ſchüttelte den Kopf und wiſchte ſich über die Augen — war er denn blind? Er lief in den Stall: da ſtand die Flora vor der Raufe und drehte den Kopf beim Tritt ihres Herrn. Da hing auch das Geſchirr überm Haken an der Wand, wie er's immer hinhängte; da ſtand auch der Waſſereimer — hatte er

ihn heut nacht der Flora nicht noch frisch gefüllt? Ja, ja, er erinnerte sich ganz genau — doch das Chaischen — —?!

Er wußte nichts davon. Aber natürlich, das hatte er unter das Schuppendächelchen geschoben — wie immer — ehe er ins Haus gegangen war und sich neben dem fest schlafenden Weibe niedergelegt hatte.

Wo war es denn nun hin?!

Die Frau war außer sich, ihr Geschrei rief die Nachbarn herbei, Männer, Frauen und Kinder; das ganze Dorf lief zusammen vorm Häuschen des Fuhrmanns. Jeder war andrer Meinung über das verschwundene Chaischen.

„Hatt Ihr et aach am End irjenswuh unnerwegs stiehn gelaoß?“ fragte einer und blinzelte den Nikla, dem der Kater auf der Stirn geschrieben stand, pfiffig an.

Dieser verschwor sich hoch und teuer: „Gewiß on enklich, ech haon et heihin gefaohr! Hei haot et geftannen noch dies Naacht, Uhrer zwölleſ, ſu waohr ech läwen!“

„Dann es et geftohl,“ sagte irgend jemand, und alle sahen sich betroffen an: wer stahl denn hier?! Wie ein unheimlicher Druck legte es sich auf aller Gemüter — gestohlen?! Nein, das war nicht möglich. Eher ging es nicht mit rechten Dingen zu.

Am Mittag gab es einen böſen Zank zwiſchen dem Ehepaar Trittſcheid, Frau Lena hatte im Dorf dies und das zu Ohren bekommen. Es leuchtete ihr ſehr ein: der Nikla hatte die Chaiſe in ſeinem Duſel gewiß unterwegs vergeſſen! Sie ſetzte ihm hart zu, haarklein mußte er den Verlauf ſeiner Tour berichten. Die Couſine in Spang-Dahlem unterſchlug er wohlweislich, ſeine Frau hätte ihm dieſen Umweg nie verziehen, ſelbſt bei der Oberkailer Nichte machte ſie ja noch ein böſes Geſicht. Sie ließ ihn überhaupt gar nicht zu Ende kommen, ſie fuhr ihm gleich über den Mund und ſchlug wütend auf den Tiſch: „Du fahrloſſene Kerl, beſoff warſte!“

Dagegen konnte er nichts ſagen. Kleinlaut ſchlich er fort. Von weitem noch hörte er ihr Schluchzen: ‚O dän ſchandluſe Mahn! O ech deierlich Fraumenſch!‘ Er konnte das Jammern gar nicht vertragen, ſo machte er, daß er hinaus auf ſeinen Acker beim Engsloch kam; da ſaß er nun auf einer umgeſtürzten Pflugſchar und ſtarrte trübſelig auf die erbärmliche Stoppel.

Ihm war ganz ‚blümmerant‘ vor den Augen, recht weh und elendig ums Herz. Es war um toll zu werden! Ein Chaiſchen kann doch nicht durch die Luft fliegen?! Er zermarterte ſein armes Hirn: hatte ſie am Ende auch recht, hatte er's Chaiſchen irgendwo ſtehn laſſen?! Aber wie war er denn nach Hauſe gekommen?!

Nachdenklich ſtierte er auf ſeine Stiefel. In die war er heute, ungeputzt wie ſie unterm Bett ſtanden, gleich wieder hineingefahren. No, die ſahen gut aus! Rote Erdklumpen hingen noch an den Sohlen, bis an die Schäfte hinauf war rote Erde geſchmiert, jetzt zu einer Kruſte getrocknet — Donnerwetter, wo war er denn da hereingetreten?! Solch roten, lehmigen, anklebigen Grund gab's doch nur unten am Bach im Kunowald — aber wie war er denn dahin geraten — — —?!

Sich den Kopf mit beiden Händen haltend, ſaß er lange. Plötzlich ſprang er auf, ſo eilig in die Höhe, als wenn ſich einer in die ‚Kriſchelen' geſetzt hat. Ihm war eine Erleuchtung gekommen.

* * *

In dieſer Nacht verhüllten Wolken den Mond, nur ab und zu ſtahl ſich ein Strählchen hervor und leuchtete ſcheu wie der Schein einer Diebslaterne.

Im Dorf heulten die Hunde alſo nicht gen Himmel, ſondern ſie lagen in ihren Hütten, den Kopf auf die Vorderpfoten geduckt, und ſchliefen. Das ganze Dorf ſchlummerte; kein neugierig ſpähendes Auge wachte mehr.

Vom Kirchturm ſchlug's zwölf.

Langſam, langſam ſchob ſich ein dunkler, un-

kenntlicher Klumpen an der ſtill ruhenden Mühle im Grund beim Ausgang des Kunowaldes vorüber, und weiter die ſteile Straße den Berg zum Dorf hinan, und immer weiter und weiter. Und ein tiefes Seufzen begleitete das langſame Vorrücken, ein unterdrücktes Fluchen, ein heimliches Stöhnen und haſtiges Stoßgebet.

Das war eine Pferdearbeit! Aber ach, die Flora ſtand im Stall! Deren klappernder Hufſchlag taugte nicht zu dem heimlich nächtlichen Werk.

Ströme von Schweiß rannen Nikla Trittſcheid über den Leib, keinen trocknen Faden hatte er mehr an ſich, obgleich er in Hemdärmeln lief und vom Moſenkopf her ein Lüftchen wehte, ſo herbkühl, ſo taufriſch und himmelsrein, wie es eben nur in der Eifel wehen kann.

All ſeine Pulſe klopften, ſein Atem pfiff, das hämmernde Herz wollte die Bruſt ſprengen.

Vom Bach im Kunowald an hatte er das Chaischen gezogen.

Da war's erſt bergab gegangen — aber nun hier wieder bergauf, o weh! Würde er je ſein Dorf erreichen?! Ein Schwindel der Überanſtrengung machte ihn taumeln, aber er überwand das Unwohlſein. Wie würden ſie ihn auslachen, wie ihn verhöhnen, wenn ſie erfuhren, was er ‚periert' hatte! ‚Nikla met 'm Chaische,' ſo würde er heißen für ewige Zeiten!

Mit letzter Kraft ruckte er wieder an. Die Muskeln an ſeinen Armen ſchwollen; den Kehlkopf zum Platzen herausgedrückt, die Zähne zuſammengebiſſen, keuchte er weiter. Die Kniee drohten unter ihm zu brechen, der Rücken ſchmerzte ihn, er bereute all ſeine Sünden.

Lob ſei allen Heiligen, da war endlich das Fußfällchen beim Anfang des Dorfes! Vereinzelte Häuſer ſtanden. Nur leiſe, leiſe jetzt, vorſichtig, daß kein Rad quietſchte, kein Stein holperte, kein Tritt hallte!

Beim Schenkwirt Lenz ſchimmerte noch Licht; durch die ausgeſchnittenen Herzen der Läden fiel der Strahl auf die Straße.

Leiſe — ganz leiſe — leiſer — noch immer leiſer!

Er lauſchte: Stimmen! Drinnen ſaßen noch welche! Was ſollte er nun machen?! Da kam er nicht unbehelligt vorbei, die hörten ihn, das war ſo ſicher wie Amen in der Kirche!

Den Atem anhaltend, blieb er ſtehen. Jeſus, der Durſt! Er leckte ſich über die aufgeſprungenen Lippen. Wenn er jetzt keinen Schluck kriegte, wahrhaftig, ſo fiel er um. Er fühlte ſchon, wie ihm das Blut zu Kopf ſtieg. Kühlung mußte er haben, ſonſt rührte ihn der Schlag, auf der Stelle!

Aber wohin mit dem Chaiſchen?! Kurz entſchloſſen ſchob er es hinter die Lindenhecke, die das

Heiligenbildchen zum Schutz umgab. Da sah es kein Mensch, noch dazu im Stockdunkeln! Die andern drinnen würde er schon überdauern, und dann als letzter, ganz unbemerkt, das Chaischen vorholen und heimbringen.

Noch ein Zögern, dann trat er ein beim Lenz; der Durst war zu groß.

Aber wenn er gehofft hatte, die andern zu überdauern, so hatte er sich gewaltig geirrt. Die hielten bei ihm aus. Er war der Leidtragende — die Lena mochte ihm hölliſch zugesetzt haben, dem armen Kerl! So trösteten sie ihn denn und traktierten ihn um die Wette.

Der Osten ließ schon bleichrötlichen Schimmer ahnen, und die Hähne krähten triumphierend auf den Misthaufen, als sie alle miteinander die Schenke verließen.

Einsam blieb das Chaischen hinter der Hecke zurück.

Was half es dem Nikla, daß er sich sträubte?! Die Teilnahmsvollen brachten den innerlich Verzweifelnden bis vor sein Haus und warteten getreulich, bis die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte.

— — — — — — — — — — — — — —

Trotz seiner Verzweiflung war er eingeschlafen. Ein Klopfen an der Haustür weckte das Ehepaar auf.

„Frau Trittſcheid, Frau Trittſcheid, Eier Chaische es hei! Et ſtieht hinnerm Fußfällche owen an Lenzen!“

Der barfüßige Ziegenjunge war's, der ſeine Herde, die er früh austrieb, im Stich gelaſſen hatte, um die frohe Botſchaft zu bringen.

Frau Lena ſtürzte davon, halb angekleidet, mit fliegenden Zöpfen.

Langſamer ſtand Nikla auf; er wußte nicht recht, ſollte er ſich freuen oder ſich wappnen gegen das, was da kommen würde.

Noch ſtand er im Stall und betrachtete zögernd ſeine Flora, da kam Frau Lena auch ſchon wieder zurück, heiß, rot, vor Freuden fieberhaft aufgeregt; Kinder und Nachbarn ſtürzten hinter ihr drein.

„Uns Chaische, uns Chaische! Och, ech haon hän äwer aach gebitt de ganz Naacht! Eweil haot hän mech erhört — uns Chaische es hei! En Wunner, en Wunner! Uns Chaische, uns Chaische!“ Sie weinte und lachte vor Glück. —

Als Nikla, um weniges ſpäter, mit der tänzelnden Flora, ſtolz erhobnen Hauptes und ſtrahlend wie ein Sieger, ſein Chaischen durchs Dorf heim fuhr, begegnete ihm ſein Weib. Frau Lena war im Sonntagsſtaat und lief geſchwind. Er lächelte ihr, hoch vom Bock, triumphierend zu: was ſagte ſie nun, he?! Würde ſie noch ſo ſchelten?!

Rot werdend, ſchlug ſie die Augen nieder, dann ſtürzte ſie weiter.

Sie eilte zur Frühmeſſe, dem heiligen Antonius, der alles Verlorene wiederſchafft, demütigen Dank zu ſagen.

Die Liſte

Nikla Steffens wohnte bei ſeinem Bruder Joſef. Joſef Steffens hatte ein Gaſthaus — ‚Zum frohen Landmann‘ — im Kreisſtädtchen.

Im Winter liegt das Neſt eingeſargt zwiſchen den Bergen; um ſeine vier Ecken wehen die Zipfel des Bahrtuches, hängen weiß und kalt über die im Sommer ſo ſattgrün ſich ſenkenden Matten. Von der Höhe herunter, dem einſamen Maar entſtiegen, wälzen ſich Nebel, füllen den Talkeſſel und flattern, vom ſtörriſchen Eifelwind zerriſſen, gleich Fetzen von Trauerfahnen.

In den Häuſern brennt trübe das Licht — kurze Tage, lange Abende. Zweimal täglich kommt die Eiſenbahn, aber ſie bringt keine Paſſagiere. Mühſam dringt der heiſere Pfiff der keuchenden Lokomotive durch die Nebel; wenn Schnee ſich in Wällen türmt, kommt ſie gar nicht.

In den warmen Ställen mampft träge das Vieh

und käut verſchlafen wieder; in den Stuben hocken die Menſchen, untätig und gelangweilt. Die Öfen ſprühen, man ſtopft ſie voll bis an den Türrand. Eine ſchwebende Hitze iſt drinnen; draußen aber ſinkt kalter Nebel auf die abſchüſſigen Gaſſen, wächſt bis zu den Firſten, reckt ſich höher als der Kirchturm, breitet ſich weiter hinaus als bis zum letzten Haus. Und dieſer kalte, näſſende Nebel wird zur Mauer, zum Panzer; ſeine graue Schwere hängt vor den Augen wie ein zu dicht gewebter Schleier, man ſieht nichts mehr von der Welt draußen.

Nikla und Joſef Steffens ſaßen in der Wirtsſtube ‚Zum frohen Landmann‘ auf der Holzbank beiſammen, dicht am Ofen und ſtierten in ihre Gläſer. Sie waren ihre beſten Gäſte. Beide hatten ſie die Arme aufgeſtemmt, die Hände ſtützten den ſchweren Kopf; das gedunſene Fleiſch der Backen wurde ſo nach oben gedrückt, daß die Augen faſt verſchwanden. In ihren Flauſchröcken von gleicher Farbe ſahen die zwei aus wie ein und dieſelbe Perſon; ihre Bäuche waren gleich aufgeſchwemmt, und zwiſchen den ſchiefhängenden Lippen hielt ein jeder die gleiche kurze Pfeife. Mächtige, ſtinkende Tabakswolken hüllten ſie ein, wie Rauch eine Brandſtätte.

„Du, ſauf net eſu vill,“ brummte Joſef.

„Sauf du net eſu vill,“ brummte Nikla.

Joſef ärgerte ſich: von Michaeli ab, ſeit der Bruder

zu ihm hergezogen war, konſumierte der ‚frohe Landmann‘ noch einmal ſo viel Bitburger Bier als ſonſt, noch einmal ſo viel an Hefen und Doppelkorn; ſtand am Morgen eine friſche Flaſche auf dem Schenktiſch, ſo war ſie bald entkorkt, und abends war ſie leer.

Die Brüder blinzelten ins Licht. Draußen ſtöhnte der Abendwind.

Joſef murrte Unverſtändliches: „Ech ſaon der — dat, dat — maach —!“ Dann erhob er ſich ſchwerfällig und ſchlorrte in ſeinen niedergetretenen Pantoffeln zum Schenktiſch. Prüfend hielt er eine Flaſche gegen ’s Licht: „Als widder leer!“ ſetzte die Flaſche an den Mund, warf mit einem Ruck den Kopf hintenüber und tat einen langen Zug. „Ah — brrrr!“ Sich die Lippen leckend, ſchüttelte er ſich alsdann. „Ken Droppen mieh drin,“ ſchrie er. „Du Söffer!“

Nikla nickte: „Proſt!“

„Wat zu vill es, es zu vill!“ ereiferte ſich Joſef, pflanzte ſich vor den Bruder hin, die Hände in den Hoſentaſchen, und bemühte ſich, ſeinem verquollenen Geſicht einen möglichſt drohenden Ausdruck zu verleihen. „Dat eloa gieht net eſu weider, hörſte?! Ech ſchinnen mech Dag on Naacht, ech haon Weib on Könder ze ernähren, ech repräſentieren de Famillich, on du, du“ — die Rechte aus der Hoſentaſche

ziehend, ſchlug er mit der geballten Fauſt auf die Tiſchplatte — „du Söffer! Dat Faß es ſchons widder am End! Un des Doppelkorn haon ech kein Flaſch mieh im Keller!“

Nikla lachte gutmütig: „No, eſchoffier dech nur net eſu! Du haos jao eweil einen ſitzen!“ Gemütlich wollte er den Bruder auf die Schulter klopfen.

„Wat? Ech einen ſitzen? Hei erum haot keinen einen ſitzen! Dat es net Mod in der Eifel! Keinen einen — keinen einen — keinen einen!“ Er hob jedesmal die Fauſt und donnerte auf die Tiſchplatte. „Äwer du, du — wuh es dän Schnaps, dän mir vor ſechs Wochen erſcht gekauft haon, häh?“

„Verſoffen,“ ſagte der andere lakoniſch.

„Du has hän verſoffen,“ ſchrie Joſef.

Eine Flut von Vorwürfen ergoß ſich über den Bruder; dazwiſchen tauchte das Wort ‚Söffer‘ immer wieder auf, und in ſtets ſich ſteigerndem Tonfall.

„Oho!“ Auch Nikla erwärmte ſich; ſein Geſicht wurde noch um eine Schattierung röter, ſeine Kupfernaſe glühte. „Haal bei Maul,“ ſagte er zuletzt grob. „Ech ſein en ledige Mannsperſon, ech haon nach neiſt ze fragen. Äwer du“ — er nahm die Tabaksſpfeife aus dem Mund und ſpuckte mit Oſtentation auf die Diele — „ech dähten mech ſchenieren vor mein' Könder; ſe ſaon als: ‚Olau, dän Pappa es beſoff!‘ Se laachen!“

„Laachen?!“ Joſef zitterte vor Wut; da hatte der andere ſeine ſchwache Seite getroffen; je weniger Reſpekt ſeine Kinder vor ihm hatten, deſto mehr Wert legte er darauf. „Ech will ſe lehren — laachen?!“ Brüllend hielt er Nikla die Fauſt unter die Naſe: „Verſoffen Luder!“

„Beſoffen Schwein!“

Sie blieben ſich keine Gegenrede ſchuldig; die vollgequalmte Stube hallte wider von ihrem lauten Zank. Wie Stiere auf dem Kampfplatz ſtanden ſich die Brüder gegenüber, die ſchweren Köpfe vorgeſtreckt, bereit, ſie gegeneinander zu rennen. ‚Söffer — Söffer —‘ das war das rote Tuch, das ſie reizte.

Draußen im Flur drängten ſich die Kinder und lauſchten; ſie liefen zur Mutter in die Küche, ſich überhaſtend, begierig, die Botſchaft zu bringen.

„Als widder?!“ Frau Tina war ein reſolutes Weib. „Dem muß en End gemaach gänn!“ Sie öffnete raſch die Tür der Wirtsſtube; gerade taumelte ihr Nikla entgegen.

Beim Anblick der Schwägerin verſuchte er eine gewiſſe Umgänglichkeit zu zeigen. „Dän Joſef es eweil net guder Laun’; ech giehn bei dän Mathes in de Poſt. n’ Aowend zuſammen!“

Die Kinder kicherten hinter ihm drein, als er langſam zur Haustür hinaustappte. — — — —

Heute trank Josef nichts mehr, nur ein paar Gläschen Bier zur Beruhigung und einen Bitteren; der Ärger war ihm auf den Magen geschlagen.

Aber er hielt Rat mit seiner Frau, erst auf der Ofenbank, dann noch lange in den getürmten Kissen des Federbetts. Er rieb sich die Stirn und warf sich ächzend hin und her.

„Maach en End," drängte die Frau, „schmeiß hän eraus!"

„Hän es meim Pappa selig seine Sohn, esu gud als ech et sein," seufzte der Mann. „Nä, dat duhn ech net, dat kann ech net! Äwer, äwer" — eine plötzliche Eingebung schien über ihn gekommen — „wann ech hän nur uf de Liſt' kriehn könnt!"

„Jesses!" Froh erschrocken faltete die Frau die Hände. „Dat wär — uf de Liſt'?!"

Und dann tuschelten sie miteinander.

* * *

Als Nikla Steffens gegen Mitternacht, schwer bezecht, nach Hause kam, war die Tür des ‚frohen Landmann' verschlossen. Er klingelte, er klopfte — niemand öffnete. Kein Licht war mehr drinnen.

Für einen Augenblick wurde Nikla nüchtern. Regen und Schnee, zu spitzen Eisnadeln ineinander

verſchmolzen, ſtachen ihn ins Geſicht und ſetzten ſich in ſeinem Haar und Bart feſt. Er trabte, um ſich zu erwärmen, im unergründlichen Moraſt der Straße auf und nieder.

„Hä, holla!“ Er rief laut.

Alles blieb ſtill.

Eine plötzliche Angſt überkam ihn — war denen am Ende was paſſiert?! Er rief wieder, aber wieder kam keine Antwort. Er ſchrie, er ſchlug mit der Fauſt gegen die Tür: „Joſef, Joſef!“

In der Nachbarſchaft öffnete ſich ein Fenſter. Bald tat ſich noch eines auf.

„Joſef! Joſef!“

Die Fenſter wurden wieder zugeſchlagen, lachend krochen die Nachbarn in ihre warmen Betten zurück.

Die Nebel wallten. Sie bekamen greifbare Geſtalten, wankten vom Berg nieder in die Gaſſe, näherten ſich, ſchnitten Fratzen, ſtreckten die Zunge heraus, rangen die Hände, drohten und weinten.

„Huhuh“ heulte der Wind. „Huhuh — Söffer — huhuhuh!“

„Zom Dunnerknippchen!“ Nikla konnte nicht mehr hin- und herrennen, ſchwankend lehnte er ſich gegen die Haustür. Wollten die drinnen ihn zum Narren halten? Ließen ſie ihn etwa zum Poſſen draußen ſtehen?!

Aber ſeine Ernüchterung war bald ſchon wieder vorbei, die eiſige Näſſe, der tropfende Nebel machten die Glut ſeines Innern nur neu aufziſchen; die Wut der Trunkenheit brach los. Er brüllte, trat gegen die Tür, daß ſie krachte, und daß er ſelbſt, das Gleichgewicht verlierend, hintenüber in den Moraſt fiel.

Fluchend, taumelnd, ſtürzend, ſich aufraffend, wieder ſtürzend und ſich wieder aufraffend, kam er endlich auf die Beine. Er warf ſich von neuem gegen die Tür. Lallte, ſchimpfte, tobte — da — er hatte einen Knüppel ergriffen; unſicher und ſchief geſchleudert traf der doch, klirrend ſtürzten die Scherben des nächſten Fenſters auf die Gaſſe. Mit Triumphgeheul tobte der Trunkene weiter; er ſielte ſich im Schmutz.

Die Nachbarſchaft wurde unruhig, die Fenſter öffneten ſich wieder, und man ſchimpfte. Da endlich tat ſich die Tür des ‚frohen Landmann‘ auf, und eine Frauengeſtalt in Nachtjacke und Nachtmütze zog den Nikla herein.

* * *

Am andern Morgen machte Joſef Steffens einen ungewöhnlich frühen Ausgang. Als er wiederkam, rieb er ſich die Hände und nickte ſchmunzelnd ſeiner

Frau zu: „Dat wär gemaach! Des Doppelkorn, Tina! Alles in Ordnung. De Flaſch es hinnerm Schrank verſtoch! Gief ens här, Tina!“

Auch Frau Steffens war frohgelaunt. Im ganzen Haus war eine ſtille, geheimnisvolle Fröhlichkeit; die Kinder machten erwartungsvolle Augen wie vor der Beſcherung zu Sankt Nikolaus, und Joſef ſaß auf der Ofenbank mit der Miene eines Weiſen.

Derweilen ſchlief Nikla ſeinen Rauſch aus; er lag wie tot auf ſeinem Bett oben in der Kammer. Draußen ſtürmte es gewaltig, aber er hörte nichts davon.

Die frühe Winterdämmerung ſtahl ſich ſchon ins Fenſter, als er endlich erwachte. Verwirrt ſetzte er ſich auf: potz tauſend, ſchon ſo ſpät?! Da hatte er das Mittageſſen richtig verſchlafen — tat nichts, er hatte keinen Hunger, nur einen Durſt, einen Durſt, ganz fürchterlich! Die Zunge klebte ihm am Gaumen, der Hals war wie ausgebrannt. Haſtig, noch ein wenig unſicher, ſuchte er Pantoffeln und Rock; die Hoſen hatte er noch von geſtern an, die hatte man ihm nicht abgezogen. Es dauerte eine ganze Weile, bis er ſich die Situation klar machte; aber der Durſt, der Durſt trieb ihn zur Eile.

Unten in der Wirtsſtube erſchallte Gelächter — was war denn los?! Die tranken wohl ſchon?! Da mußte er auch dabei ſein! Das Waſſer lief ihm im

Munde zuſammen. Wie ein ſteifbeiniger alter Hahn ſtolperte er die Hühnerſtiege hinunter.

In der Stube lachten ſie noch, aber als er eintrat, wurde es mäuschenſtill.

Es waren verſchiedene Gäſte da: der Briefträger, der Fiſcher, der Metzger, ein paar Ackerer, die zwei nächſten Nachbarn und der Bruder auf der Ofenbank. Alle ſahen ihn an.

„n' Aowend all zuſammen," ſagte Nikla — er konnte kaum ſprechen vor Trockenheit der Kehle — „'nen Droppen, Joſef! Ech kommen um!"

Aber Joſef rührte ſich nicht.

„Bier! En groß Glaß!"

Man hörte dem Nikla ordentlich den Durſt an; er leckte ſich die aufgeſprungenen Lippen und näherte ſich dem Schenktiſch: „Bier!"

Ohne Wort hob ſich Joſef ein wenig vom Sitz und ſtreckte den Daumen aus. Aller Augen folgten dem Fingerzeig, man hielt den Atem an, ein breites Lächeln zog über aller Geſichter — da — ein Papier hing an der Wand, gelbliches Aktenpapier, in großem Format.

„Kuck elao," ſagte Joſef, „de Liſt'!"

Und eine ſchallende Lachſalve brach los.

Halb geſtoßen, halb gezogen, näherte ſich Nikla der Wand. Er las und las und begriff nicht, was er geleſen hatte:

„Nachweisung
„derjenigen Personen, welchen bei Polizeistrafe keine
„geistigen Getränke verabreicht werden dürfen und
„welchen auch zugleich der Aufenthalt in den Wirts-
„häusern untersagt ist.
„Polizeiverordnung Kgl. Regierung vom 17. 8. 1842.

Namen	Stand	Wohnort
Steffens, Nikolaus	Rentner	Hier

War das sein Name, wirklich und wahrhaftig sein Name?! Nikla griff sich an den Kopf.

Und darunter:

13. 1. 1898. Die Polizeiverwaltung.
Der Bürgermeister."

Er rieb sich die Augen, er taumelte; und dann sah er mit blödem Lachen die anderen der Reihe nach an: das war ein Spaß, haha, gar kein schlechter! „Hahaha!" Er versuchte zu lachen, aber er verschluckte sich.

Der Nachbar Simon klopfte ihm auf den Rücken. „Nächtliche Ruhestörung, öffentliches Ärgernis! Jao, jao, de Liſt', wann mir die Liſt' net hätten!"

Und Nachbar Miff fügte hinzu: „Wat hatt Ihr dann dies' Nacht esu schpitakelt?! Eweil hat onsen Bürgemeister die Verfügung widder ufgenommen: wän säuft — dat heißt, esu vill säuft, dat hän de

öffentliche Ruh ſtört, gieft ufgeſchriewen. Uf de Liſt'. Un ſe hängen de Liſt' in de Wirtſchaften, dat mer't auch weiß, wän dän größten Söffer es. Et haot als lang keinen mieh drufgeſtannen. Se haon all im Stillen geſoff!" Mit den Augen zwinkernd, lachte er, und die anderen alle lachten auch.

Nikla ſtand regungslos.

„Jao, Ihr ſeid et," ſagte Simon und ſtieß ihn mit dem Zeigefinger vor die Bruſt. „Ihr ſtieht eweil druf!"

„Ech — ech —?" ſtammelte Nikla.

„Ihr ſeid angezeigt gänn!"

„Wän — wän — haot mech —"

Der Fiſcher lachte: „Eweil ſeid Ihr dreckig dran, Ihr ſitzt uf'm Trocknen wie en Forell, wann dän Teich abgelaoß es!"

Nikla ſchnappte nach Luft; das ganze Verſtändnis ſchien plötzlich über ihn gekommen. Ein heiſerer Schrei rang ſich aus ſeiner vertrockneten Kehle: „Wän hat dat gedahn?!" Wild ſah er ſich um, mit rollenden Augen.

Da ſaß Joſef auf der Ofenbank, und ein ſchlaues Grinſen verklärte ſein Geſicht. „Ech," ſagte er.

„Du?!" Noch ein heiſerer Schrei. Es ſchien, als wolle ſich Nikla auf den Bruder ſtürzen, er ſtand mit erhobenen Armen, mit geballten Fäuſten — aber nur wenige Augenblicke, dann fielen ihm die

Arme herunter; ganz gebrochen ſank er auf den nächſten Stuhl.

* * *

Joſef Steffens fühlte ſich dieſen Abend gar nicht recht wohl in ſeiner Haut. Oben in der Kammer rannte Nikla hin und her wie ein wildes Tier, man hörte ſein Fluchen und Stöhnen. Joſef ſchlich hinauf und lauſchte vor der Tür — ah, drinnen ſchluchzte jetzt der Bruder!

Da mußte ſich Joſef betäuben; er ſog wie ein trockner Schwamm jede Flüſſigkeit ein, bis er dick voll war. Seine Frau machte ihm Vorwürfe, aber die kam ſchön an. Er ſchimpfte, beſchuldigte ſie böswilliger Anſtiftung, ſchrie und drohte ihr und polterte; zuletzt prügelte er ſie. Nach den ſich flüchtenden Kindern warf er mit Flaſchen und Gläſern.

Die Frau heulte wie eine Beſeſſene und rief die Nachbarn zu Hilfe. Die Kinder kreiſchten, die Nachbarn ſchalten, der Trunkene polterte; ein Lärmen drang durchs ganze Haus bis hinaus auf die Straße.

Und oben in ſeiner Kammer lag Nikla wach und rieb ſich die Hände, wie Joſef es am geſtrigen Abend getan hatte — aha, nun wußte er auch, was er zu tun hatte! —

Ein paar Tage gingen ſich die Brüder aus dem Wege. Am dritten Tage kam Joſef aus der ‚Poſt‘

nach Haus — er trank jetzt lieber anderswo, daheim ſchmeckte es ihm gar nicht, ſeit der Bruder nicht mehr mitſoff —, ſtolperte in die Wirtsſtube und ſteuerte gewohnheitsmäßig auf die Ofenbank zu. Er hatte Kopfſchmerzen, ſeine Blicke waren ſehr trüb, und er hielt die Augen halb geſchloſſen; plötzlich riß er ſie weit auf.

Ein Papier lag auf dem Tiſch — gelbliches Aktenpapier in großem Format — ſorgfältig war es an den Ecken mit Flaſchen beſchwert:

„Nachweiſung
„derjenigen Perſonen und ſo weiter.

Namen	Stand	Wohnort
Steffens, Nikolaus	Rentner	Hier
Steffens, Joſef	Gaſtwirt	Hier

Die Liſte! Die Liſte! Joſef ſtand wie angenagelt und rührte ſich nicht.

Da ging die Türe auf — Nikla trat ein.

Totenſtille. Die beiden Brüder ſtarren ſich an. Sie ſtehen ſich gegenüber; in ihren Flauſchröcken von gleicher Farbe, mit ihren aufgeſchwemmten Bäuchen, ihren gedunſenen Geſichtern, ihren Kupfernaſen, ihren ſchief hängenden Lippen ſehen ſie aus wie ein und dieſelbe Perſon.

Keine Regung. Man hört jedes Kniſtern des Feuers, jeden Windhauch im Schlot.

Jetzt ein tiefes Atemholen. Des Nikla Mund zieht ſich in die Breite, er ſtreckt den Finger aus: „De Liſt'!“

„De Liſt'!“ wiederholt Joſef. Und dann atmet auch er wie erlöſt, auch ſein Mund zieht ſich in die Breite, ſeine verquollenen Äuglein zwinkern den Bruder an: „Du Filu!“ Er ſchlägt mit der flachen Hand aufs Papier, daß die Flaſchen tanzen. „De Liſt' — haha — hahahaha!“

Und ſie lachen beide ſo laut, ſo ſchallend, daß Tina und die Kinder neugierig herbeiſtürzen.

* * *

Ein paar Stunden ſpäter lagen ſich die Brüder tief gerührt in den Armen. Das geſchah unten im Keller; ein Lämpchen brannte trüb am Boden. Sie ſaßen beide mitſammen auf einem Schemel vor dem großen Faß.

Nun tranken ſie nicht mehr im Wirtshaus — ſie tranken unterm Wirtshaus, gleich friſch aus der Quelle.

„Du Söffer,“ ſagte Joſef. „De Liſt'! Haha — hup!“

„Du Söffer,“ ſagte Nikla. „De Liſt'! Haha — hup!“

Und ſie küßten ſich.

Ein Kriegsandenken

Auf der Höhe gen Schmidtheim zu ist's selbst im Sommer öde. Nicht Schatten, nicht Bäumerauschen; die Wälder sind zurückgeblieben in geschützteren Strichen, übers kahle Plateau mit seinen hungrigen Ginsterbüschen und dem verbrannten Heidekraut streicht frei der herbe Eifelwind. Jetzt ist er zum Schwert geworden, zum scharfen Schwert, das die Brust verwundet und das Gesicht zerschneidet. Es ist November. Und es schneit.

Schräg fallen die Flocken, vom Nordost getrieben; aber sie fallen dicht und unablässig und schichten die weiße Last immer höher und höher, die auf der erstarrten Erde liegt. Kein Weg, kein Meilenstein, alles ist verweht. Nur dürftige Ebereschenbäumchen ragen wie Besen aus der verschneiten Öde und zeichnen mühselig die Linie der Chaussee.

Auf der Höhe von Schmidtheim krächzen die Raben. Ein ganzer Schwarm der schwarzen Vögel

treibt daher. Auf einer einſamen Kiefer fallen ſie ein, ſchlagen mit den Flügeln, daß der Schnee von den Zweigen ſtiebt, und reißen gierig die Schnäbel auf. Sie erwarten Fraß.

Langſam, langſam naht ein Zug. Hinter der nächſten Schneewehe taucht er geſpenſtiſch auf, umhüllt von Flockenſchleiern; ſein Ende iſt nicht abzuſehen, das verliert ſich im weiten Meer endloſen Schnees, im bleichgrauen Dämmer des ſinkenden Novembertages.

Kein Ruf, kein Wort; ſtumm naht der Zug. Aber die Raben krächzen triumphierend laut, frech äugeln ſie die Menſchen an: das ſind Todgeweihte!

Niemand ſcheucht die Vögel.

Das Geſicht in den hochgeſchlagenen Mantelkragen vergraben, den Helm tief in die Stirn gedrückt, reitet der preußiſche Wachtmeiſter voran; er iſt müde, und ſein Pferd iſt auch müde, und verdroſſen ſind ſie alle beide. Er ſieht ſich nicht um; der Karabiner hängt ihm läſſig über den Rücken: von denen da hinter ihm wird keiner deſertieren. Des iſt er ſicher.

Die Füſiliere, die, in weiten Abſtänden, den Gefangenentransport eskortieren, haben auch nicht acht. Mühſam ſtapfen ſie voran; heute hat ein jeder genug mit ſich ſelber zu tun. Schwer nur hebt ſich der Fuß aus dem tiefen Weiß; ganze Hände voll Schnee nimmt der Sturm und ſchleudert ihn in die

kalten und doch verſchwitzten Geſichter. Mit geſchloſſenen Augen, mit vorgebeugtem Oberkörper ſucht ein jeder die Windſtöße zu parieren.

In Lumpen, in Zotteln, in notdürftigen Fetzen, ſo wandern die Gefangenen von Metz, die Söhne Frankreichs, dem Barackenlager auf der Wahner-Heide entgegen. Der Weg dahin iſt noch weit. Bis Trier hat die Eiſenbahn ſie gebracht; aber die Eifel durchquert noch kein Schienenſtrang, da heißt es: marſchieren. Tage und Tage.

Schnee liegt auf den Käppis, die roten Hoſen ſind zerriſſen. Ihrer viele ſind ohne Strümpfe und Schuhe, haben die blutenden Füße nur mit Lappen umwickelt; und alle ſind ſie verhungert, verfroren, verelendet.

Wie weit noch der Marſch, wie lange noch bis zum Nachtquartier?! Seit dem grauenden Morgen ſind ſie marſchiert; nein, nicht marſchiert, geſchlichen wie Schnecken, gekrochen wie Würmer.

„Vorwärts — marſch!“ Das iſt ein Kommando, aber niemand hört es. Der ſtarke Eifelwind nimmt das Menſchenwort und zerrupft es in nichtige Stückchen.

Jetzt ſetzt ſich einer platt nieder und fängt an, die durchnäßten Lappen von ſeinem Fuß loszuwickeln; andere ſetzen ſich daneben und machen's ebenſo. Die blaugefrorenen, nackten, mageren Beine ſtehen im eiſigen Schnee. Gutmütig gibt ein Mann von der Eskorte ſein buntes Sacktuch her, aber das langt

nicht; ſo wird noch ein Fetzen von der roten Hoſe dazu abgeriſſen. Glücklich, wer ein Stück Pferdedecke, einen Mantelfetzen zum Verband hat!

„Vorwärts!“ Weiter geht's dann wieder. Noch immer kein Dorf, und ſchon kommt der Abend. Sterne lugen zwiſchen bleichem Gewölk vor, aber niemand ſieht zu ihnen auf.

Weiter, immer weiter. Und eine tödliche Müdigkeit ſtiehlt ſich in die Glieder. Hinlegen — hier — da — wo es auch ſei — ſich hinlegen, nur nicht mehr weiter müſſen!

Einer bleibt zurück. Jean-Claude Durand aus Valence iſt's.

Die Ruhr hatte ihn in Metz gepackt; nun war die Schwäche der Krankheit noch in ihm. Geſtern ſchon, auf dem langen Marſche — auf, ab — ab, auf — über unendliche Eifelwellen, getrieben vom mächtigen Wind, der längs der Schneifel daherſtreicht, war er zuſammengebrochen. Kameraden hatten ſich bemüht, ihm weiter zu helfen — hatten ſie doch auch miteinander die Qualen der Belagerung im engen Metzer Loch ausgeſtanden — aber hier verſagte ihnen allen die Kraft. Liegen geblieben wären ſie elend am Weg, hätte nicht ein Bäuerlein, das ledig daherzockelte, ſie auf ſein Gefährt geladen, das arme Vieh der übrigen Herde nachgebracht.

Aber heute, heute nahte kein Wagen, kein Retter!

Jean-Claude ſtand und lauſchte. Todesſtille ringsum. Die Kameraden waren weiter gewankt; kaum ſchleppten ſie ſich allein, ſie merkten ſein Fehlen nicht. Niemand merkte das. Ein Grauſen kam ihn an, eine plötzliche Furcht — ob er rief, Hilfe ſchrie?! Er öffnete den Mund und ſchloß ihn wieder. Nein, nicht rufen, wozu auch?! Es würde ihn niemand hören, der Schnee verſchlang jeden Laut.

Ach, ſo müde! Langſam duckte er ſich nieder — nur ein bißchen ſitzen, dann würde er die anderen ſchon wieder einholen, die gingen langſam — huh, wie kalt! Entſetzt fuhr er gleich wieder auf, der Schnee war ihm eiſig durch die dünnen Hoſen gedrungen. Die Zähne klapperten ihm, und doch brannte ſeine Kehle heiß von verzehrendem Durſt; Schnee mußte den löſchen. Er ſchlürfte und ſchluckte; der Magen krampfte ſich ihm zuſammen, in ſeinen Eingeweiden wühlte Schmerz. Er mußte ſich hinlegen, mochte es noch ſo kalt ſein — nur hinlegen!

Über den Einſamen jagten die Schneeſchauer. Unabläſſig mußte er ſich ſchütteln, bald dieſen Arm heben, bald jenen, bald das linke Bein, bald das rechte: ganz zuſchneien wollte er doch nicht. Aber warum denn die Mühe, was ſchadete denn eigentlich das Zuſchneien?! Nur raſten, ruhen!

Jean-Claude ſtreckte ſich lang. Ah, das tat wohl, ſich ſo zu dehnen! Die erfrorenen Füße wurden

jetzt warm im Schnee. Er lag auf dem Rücken und ſtarrte gen Himmel. Nun ſah er die Sterne — ſie blinkten trüb durchs Schneegewölk — daheim blinkten ſie anders, viel größer, viel goldener, viel freundlicher! Ach ja, in Frankreich! Ein plötzlicher Schmerz durchzuckte ihn flüchtig: Frankreich würde er nicht wiederſehn — nie! Nun gut. Wenn er jetzt nur ſchlafen könnte, ſchlafen, ohne zu erwachen!

Sterben — ja ſterben! Das war das Einzige, wonach es Jean-Claude Durand verlangte. Er faltete die Hände auf der Bruſt, gerade über dem Amulett, das ihm ſeine Mutter umgehängt hatte. Sie hatte geweint, als er ihr adieu geſagt, und ſeine Liebſte hatte auch geweint — nun gut, mochten ſie noch mehr weinen, wenn er nicht zurückkehrte! Er konnte es nicht ändern, er war zu müde, er mußte ſterben.

Er hatte es eilig damit. Nur nicht mehr ſich durch dieſe Öden ſchleppen, auf dieſen kranken Füßen, deren Zehen voller Beulen, deren Sohlen offene Wunden waren! Und immer weiter voran, immer weiter — wohin?! In immer ſchrecklichere Öden, wo es nur Schnee gab, immer Schnee, ſo viel Schnee an einem Tage, wie er in den ganzen zwanzig Jahren ſeines Lebens zuſammen nicht geſehen hatte.

Wenn nur der Hunger nicht ſo grimmig nagte! Mechaniſch ſteckte er die Hand in die Taſche der zerſchliſſenen Hoſe — leer, keine Krume mehr darin!

Nun gut. Dann gab's eben nichts mehr zu eſſen, deſto eher kam der Tod!

Und der junge Jean-Claude ſah greiſenhaft alt aus mit ſeinen hungrigen, blutloſen Lippen, mit ſeinen abgemagerten Wangen, mit ſeinen Blicken voll ſtumpfer Reſignation.

Er legte ſich ein wenig auf die Seite, daß der Schnee ihm nicht gerade ins Geſicht fiel, faltete die Hände wieder auf der Bruſt und ſchloß die Augen. So lag er gut; nun war er zufrieden. Mochten die Kameraden auch jetzt vielleicht ſchon im Quartier ſein, er beneidete ſie nicht, am Morgen mußten ſie ja doch wieder weiter, die Armen! Er hatte es beſſer. Ihn legte jetzt die Mutter in ein weiches Federbett und deckte ihn bis an den Hals zu.

Er hatte auch von dem Wein getrunken, von dem feurigen roten, den er vergangenen Herbſt ſelbſt gekeltert hatte. ‚Trink, mein Kind,‘ ſagte die Mutter, ‚trink du nur, dann ſchläfſt du gut!‘ Die Krämpfe im Leib ließen ſchon nach. Wohlig verſank ſich's in den Federn, in lauter Federn. — — — — — —

Und es ſchneite und ſchneite. — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Dunnerkiel,“ ſagte Schmitzen Ingenatz, der mit ſeinem Weib hinauf gen Schmidtheim ſtapfte, „dat es 'ne Schnie! Treck, treck, Frau, dat mir häm kommen met unſe ſibbe Saache. Kotzdonner noch ehs, treck!“

Er hatte ſein Weib vor das Kärrchen geſpannt, darin ſie Holz geholt hatten aus dem Tal des Dahlemer Baches, waren ſie doch ſicher, heute bei dem Schnee nicht dem Gendarmen zu begegnen. Zudem war's ſchon Abend. Sie hatten ſchwer geladen, ein paar ordentliche Kiefernknorren aufgepackt und unter Reiſig auch noch ein paar Buchenſcheite von des Förſters Klafterholz verborgen. Aber nun würde es auch warm werden in der abgelegenen Hütte, durch deren zerbrochenes Fenſterchen, obgleich es mit Papier beklebt war, der Wind gewaltig puſtete.

„Hott, hahr! Treck, treck!" ermunterte Ingenatz.

„Däu, däu!" ächzte das Weib.

Der Schnee ſtemmte ſich gegen die Räder. Die beiden fluchten und ſchimpften und ſtoßſeufzten und ſtrengten ſich an, daß ihnen der Schweiß troff. Ihr ſchwollen die Sehnen am Halſe daumdick vom Zerren; er drückte hinten gegen den Karren, ſchob, ſtieß und drängte mit Armen, Bruſt und Knieen. Oft blieben ſie ſtecken in tiefen Schneelöchern, dann näßte ihnen das kalte Weiß die Beine, aber ſie machten ſich nichts daraus: heut abend noch helloderndes Holzfeuer im Herd ſtatt des ſchwelenden Torfes! Und einen Topf Zichorienkaffee würde die Hann auch bereit halten — das hatte die Mutter ihr beim Fortgehen noch eingeprügelt.

Mit der hereingebrochenen Nacht hatte der Wind

ſein Blaſen eingeſtellt. Auch das Schneien hatte jetzt aufgehört, nur ganz vereinzelte Flocken ſtiebten noch nieder. In einer großen Klarheit ſpannte ſich plötzlich der Himmel, hoch und kalt, in ſeiner unermeßlichen Weite mit Sternen beſät. Die blinkten und zuckten; es war etwas Grauſames in dem blanken, bleichen Licht, das ſie niederſandten aufs geſtorbene Bergland.

„Eweil ſein mir bal dao," tröſtete Ingenatz und ſpuckte in die eiſigen Hände. Horch, ſchon Hundegebell! Das waren die Köter von Schmidtheim, die die blanken Sterne anklafften. Aber vom Dorf ſelbſt war noch nichts zu ſehen; das duckte ſich in ſeine Mulde und ſandte kein Lämpchenglimmen freundlich hinaus zum irrenden Wandrer.

Die ungeheure Einſamkeit beklemmte ſelbſt die beiden Alten. Die Frau ſeufzte und ſchlug ein Kreuz; plötzlich tat ſie einen Schrei, ſtolperte und fiel hin.

„Kotzdonner noch ehs, paß doch op!" ſchimpfte Ingenatz. Er brachte ſie kaum auf die Beine, ſo war ſie erſchrocken.

„Hei liet jemand," flüſterte ſie und drängte zurück, ihren Mann beim Kittel packend.

„Geckig Fraumenſch," brummte er. Aber dann ſtarrte auch er — halb neugierig, halb ängſtlich — auf die längliche Erhöhung unterm Schnee.

„Kuckſte hei," wiſperte das Weib, „dän Arm?!

Loa dat Bein?! 'ne Menſch! Hän es dudt! Loaße mir giehn, ech ſein eſu angſt!"

Aber Ingenatz fing an mit Händen und Füßen zu ſcharren: 's war vielleicht ein Betrunkener! Und mit dem fühlte er Mitleid.

Der Frau ſträubten ſich die Haare — nun kam der ganze Menſch zum Vorſchein. Er lag, den Kopf zur Seite geſenkt, die Beine ein wenig zum Leib hinaufgezogen, die Hände auf der Bruſt gefaltet. Er rührte ſich nicht. Da wagten ſie es, ihm den Kopf zu wenden, und das kalte Sternenlicht ſchien auf ein bleiches, junges Geſicht mit einem ſchwarzen Schnurrbärtchen unter der leicht gebogenen Naſe und einer ſchwarzen Fliege am Kinn.

„Kotzdonner, 'ne Franzoſ'!"

Verdutzt ſahen ſich die beiden an: wie kam der hierher?! Was wußten ſie von Metz, was von den Märſchen franzöſiſcher Gefangener durch die Eifel! Hier oben war noch niemand vorbei gekommen.

Sie unterſuchten den Soldaten. In der Taſche hatte er nichts, keinen Pfennig; einen Torniſter hatte er auch nicht mehr, nicht mal einen Mantel. Viel zu holen war bei dem nicht! Er fing an, ihnen leid zu tun.

„Dat arm Luder," brummte Ingenatz. Und die Frau meinte: man könne ihn doch nicht hier liegen laſſen, im Warmen würde er vielleicht noch mal lebendig!

So luden sie ihn auf. Quer weg übers Holz legten sie ihn, und dann machten sie sich mit Seufzen, Schimpfen und Fluchen wieder auf den mühseligen Weg. Das Weib betete auch, hoffte sie doch, daß das Ziehen dann leichter gehen würde. Und es ging auch leichter; von Minute zu Minute steigerte sich die Kälte, der weiche Schnee wurde hart zu Eis, und die Last glitt darüber hin.

*

Jean-Claude mußte eine gute Natur haben, sonst hätte er's nicht überstanden. Mitten in der Nacht kehrte ihm das Bewußtsein zurück. Wo war er?! Schwach die Lider hebend, blinzelte er und fand sich bei einem Herd liegen, von dem verglimmendes Feuer einen rötlichen Schein gab. Er sah rauchige Wände, fühlte unter sich eine raschelnde Streu von dürrem Laub und Moos und hörte ein zwiefaches, gewaltiges Schnarchen. Wie eine Vision tauchte vor seinem matten Geist eine endlose furchtbare Schneeöde auf, und das Grausen packte ihn wieder — sterben, ja sterben! — war er nicht schon tot?! Nein, er lebte, dies war eine Hütte, und er lag warm! Da stieß er einen schmerzlichen und zugleich doch wohligen Seufzer aus.

Ein Seufzer antwortete — oder war's ein Gähnen?! Etwas Dunkles schob sich in den spärlichen

im Geſicht! Seine Eitelkeit rührte ſich wieder. Es war doch ſchön, noch zu leben, wenn man ſo jung iſt.

Er hätte ſich gern beſpiegelt, aber es war nichts dazu da; nur Tiſch, Bank, Bett, Herd und ein paar Kaſten im Raum.

Langſam, faſt ſcheu, ging er zur Tür — war er gefangen?!

Die Tür wich ſeinem Druck, aber ſchaudernd fuhr er zurück: da war noch dieſelbe ſchneeverhängte, koloſſale, troſtloſe Unermeßlichkeit, durch die er ſich ſterbend geſchleppt hatte. Ein eiſiger Wind puſtete ihn an und benahm ihm den Atem; alle Wärme war auf einmal fort, die Zähne klapperten ihm. O, wär' er zu Haus, in Frankreich, in Frankreich, bei Mutter und Braut! Er verbarg ſein Geſicht. Den Kopf an den Pfoſten der Türe gelehnt, ſtand er und ſchluchzte.

Da fühlte er ſich am Ärmel gezupft. Er ſah auf: ſie ſtand vor ihm, die nackten Füße in Holzklumpen, den Rock kurz, nur bis zur halben Wade, die Arme in Hemdärmeln faſt nackt, und die Bruſt auch nicht wohl verwahrt.

„Hann," ſagte ſie und zeigte auf ſich. „Hann!" Und dann ſagte ſie noch mehr. Das war nicht einmal deutſch, das klang ja noch abſcheulicher!

„Hann!" Sie lachte dumm, ſtieß dann auch ihn mit dem Finger vor die Bruſt, legte den Kopf auf die Seite und gaffte ihn fragend an.

Aha — jetzt verstand er — sie wollte wissen, wie er hieß!

Und er sagte: „Jean-Claude," mit einer leichten Verbeugung und strich sich den Schnurrbart.

In ihre blöden Augen schoß ein plötzlicher Strahl, die Flügel ihrer Stumpfnase blähten sich; die rauhe Stimme zu sanften Tönen dämpfend, wiederholte sie: „Schang-Kelod," strich über seine rote Hose, seinen blauen Rock und lachte kindisch entzückt.

Sie blieben nebeneinander auf der Schwelle stehen; er, in kläglichem Frostgefühl, die Hände in den Taschen seiner weiten Hose vergrabend, sie die nackten Arme in den Lumpen von Schürze gewickelt. Stumm schauten sie so hinaus in die Schneeeinsamkeit, die kein Weg durchquerte, keine Gestalt belebte. Weit in der Runde war nichts zu erspähen. Kein Dorf, kein Haus, kein Schornstein, kein Rauch, nicht einmal Wald mit schützenden Ästen; nur kahle Öde in schwachen Wellenlinien, die sich im weißgrauen, trostlosen Horizont verliefen. Nichts war zu hören: kein Ruf, kein Peitschenknall, kein Kuhbrüllen, einzig das mißtönende Gekreisch von ein paar Krähen, die sich dort, unterm schneebelasteten Kieferngestrüpp, um eine tote Maus zankten.

Schauer auf Schauer lief dem Franzosen über den Rücken. Unwillkürlich hielt er sich dichter zu

ihr. Der Verlaſſene glaubte, in ihrer Nähe wenigſtens die Kälte nicht ſo ſehr zu verſpüren.

Da rief jemand: „Hann!“ und raſch lief ſie ins Haus.

Gleich darauf bog um die Erdwelle, die die verfallene Hütte im Rücken ſtützte, Schmitzen Ingenatz. Hinter dem Buckel mit dem eingeſtürzten Stollen der alten Eiſenſteingrube lag unten in der Mulde das Dorf, und da kam Ingenatz her. Nicht, daß er der Obrigkeit den Gefallen hatte tun wollen, ihr den Franzoſen zu verraten — was ging ihn der Krieg an, der arme Teufel da war ſein Feind nicht — aber was ſollte der ſtumme Freſſer in ſeiner Hütte?! Brot, Platz, Feuer, alles war rar. Und der war nun ausgeruht, der mußte marſchieren. Morgen früh würde der Gendarm den Franzoſen fortſchaffen.

Ob die Tochter etwas ahnte?! Den ganzen Tag ſtrich ſie um den Fremden herum. Wohin der auch die Augen wandte, immer begegnete er dem ſtarrenden Blick ihrer blöden Augen. Der Soldat vergaß, daß ſie ſo garſtig war — ſie war doch ein Mädel — und als das alte Weib am Abend mit ihr zankte und ihr gar mit harter Hand ins ſommerſproſſige Geſicht ſchlug, lächelte er ihr zu.

Und Hann griente wieder und zeigte die breiten Zähne; und als ſie die Ziege gemolken hatte, nebenan

im erdgedeckten Verſchlag, und ihm heimlich einen großen Topf Milch brachte, berührten ihre Finger ſcheu die ſeinen, um dann plötzlich zuzutappen und ſeine Hand mit raſchem, heftigem Druck zu packen. —

In dieſer Nacht ſchlief Jean-Claude nicht wie in den vorhergehenden Nächten, in denen die Erſchöpfung ſtärker geweſen war als Ungewißheit und Unbehagen. Er lag noch wach, als längſt das zwiefache Schnarchen dröhnte, und ſah mit unruhigen, aufgeregten Augen ins undurchdringliche Dunkel hinein. Das Feuer im Herd war erloſchen; ihn fror, daß er zitterte. Er ſeufzte und warf ſich.

Da raſchelte die Streu neben ihm — das war das Mädchen! Er wußte es gleich. Ihre Haare kitzelten ſeine Wange, ſie ſchmiegte den blutvollen Körper an ſeinen kalten, daß es ihn anfing wohlig zu durchwärmen.

Er ließ ſich's gefallen.

Da fing ſie an, ihn zu küſſen. — — — — —

Als der gefangene Franzoſe am nächſten Morgen — es war noch früh, kaum graute der Tag — geſenkten Kopfes hinter dem Gendarmen aus der Hütte trottete, in alten Schmierſtiefeln, die Ingenatz ihm zum Abſchied geſchenkt, in eine Flickendecke gewickelt, die das grobe Weib noch geſpendet hatte, ſtand Hann am Ziegenverſchlag. Sie glotzte ihm nach, ſolange ſie ihn ſehen konnte, bis er ver-

ſchwunden war im lebloſen Schnee, als wäre er nie geweſen.

Die nackten Arme in die Schürze gewickelt, die bloßen Füße in Holzklumpen, die ſommerſproſſigen Backen blau gefroren, mit den weißbewimperten Augen zwinkernd, ſtand ſie da und lachte dumm. Dann aber lief ſie in die Hütte — nichts war da, als beim Herd die zerdrückte Streu von Moos und Laub, nichts mehr von ihm! Und ſie ließ die Lippe hängen, kauerte ſich in einen Winkel, warf die Schürze über den Kopf und heulte. —

Aber viele Monate ſpäter, als der Sommer zur Rüſte ging, griente Schmitzen Hann wieder übers ganze Geſicht, ſo wie ſie gegrient hatte, als die Eltern den hübſchen Franzoſen für tot in die Hütte getragen hatten. Sie kam eines Abends von der Weide heim zwiſchen den Kühen mit ihrem Jungvieh, umſtrahlt vom letzten Sonnenrot, und trug in ihrem Lumpen von Schürze was ganz Lebendiges.

Die Prügel des Vaters und das Schimpfen der Mutter taten ihrer Freude keinen Eintrag. Am Ende gewöhnten ſich auch die Alten daran und ließen Prügeln und Schimpfen ſein.

Sie riefen den kleinen Jungen: ‚Schang-Kelödchen‘. ‚Schang-Kelod‘ hatte der Franzoſe geheißen, das wußte Hann.

Und wenn ſie auf ihren Botengängen, mit

ſchweren Männerlaſten bepackt, heimgekehrten Siegern begegnete, die ſtolz mit Kreuz und Medaille prahlten, dann lachte ſie und zeigte die breiten Zähne. Auch ſie hatte ein Andenken an den großen franzöſiſchen Krieg — das Schang-Kelödchen.

Der Wolf

Wo das Venndorf zu Ende geht, fängt das Venngras an zu wehen. Es weht immer; Lüfte fahren über die moorige Heide, frisch und scharf wie Seebrisen. Und mit klagendem, möwengleichem Schrei segelt ein Raubvogel.

Hinter Hainbuchen, die seltsam ihre Äste ineinander schlingen und knoten zu undurchdringlichen, bis zum Giebel reichenden, beschorenen Hecken, ducken sich die Dorfhäuser.

Aber ganz oben, zuhöchst auf dem Venn, preisgegeben allem Schnee des Winters, allen Stürmen von Frühling und Herbst, allem Brand des Sommers, liegt ein Haus ohne allen Schutz. Ohne den Schmuck der Hecke, — nackt, aus dunklen Balken gerichtet — ein Blockhaus. Nur sein rotes Dach gibt lebendige Farbe; wenn die Sonne darauf scheint, schreit das in die Weite.

Aber es schreit wie ein Blutfleck, und die es

von weitem ſehen, haben keine Freude daran. Die Fenſter ſind vergittert; und die Geſichter, die ſich hinter den Eiſenſtäben zeigen — kommt wirklich einmal eine Menſchenſeele vorüber — ſind auch nicht vertrauenerweckend. Frech ſchielen ſie; oder ſie ſtarren düſter in die tiefblaue Ferne, die, ewig weit, ſich vennabwärts auftut. —

Hier hauſte Simon Breuer, der Aufſeher der Strafkolonie, mit vierzig Strafgefangenen. Immer trug er den geladenen Karabiner über der Schulter; aber er verließ ſich nicht auf den. Mochten die Kerle innen im winterdunklen Haus Körbe flechten, Tag für Tag, endloſe Wochen, oder bei beſſerer Jahreszeit draußen ſchuften: immer war ſein Auge über ihnen. Sein wachſames, ſcharfäugendes Falkenauge von hellem Grün-grau mit dem ſeltſam dunklen Ring um die Iris, das taugte am beſten. Simon Breuer wußte es wohl: nur Courage, ſonſt hätten die Vierzig ihn ſchon längſt totgeſchlagen!

Er war ganz allein mit ihnen. Nur alle vierzehn Tage, Sonntags, oder auch zuweilen an einem Abend in der Woche, kam ein Erſatzmann herauf, der Hilfsaufſeher, der im Venndorf wohnte. Dann ſchloß Simon Breuer ſeine Horde in den Schlafſaal ein, legte die eiſerne Querſtange vor die Tür und ſtellte den Erſatzmann mit geladener Flinte draußen auf Poſten. Er ſelbſt lief hinab zum Dorf; und

die Vierzig ſahen ihm nach, wie er eilte, und ſtießen ſich die Köpfe an den Eiſenſtäben und ſtierten und ſtierten: der rannte zu ſeiner Frau!

Die Frau hatte ſich Simon Breuer nachkommen laſſen und unten bei der Möhn*) einlogiert, bald nachdem er oben mit ſeinen Vierzig angerückt war. Das Haus hatten ſie bauen müſſen auf ſein Kommando, während ſchon die Herbſtſtürme ſauſten; er hatte ſie getrieben von früh bis ſpät, bald war er hier, bald dort, und müde ſchien er trotzdem nie zu ſein, denn manchen Abend lief er noch hinunter durch Schlamm und Schnee. —

Jetzt war's Frühling, und ſie begannen das Venn urbar zu machen. Stählern hallte die Stimme des Aufſehers, weithin getragen vom Wind; ohne einen Zug des energiſchen braunen Geſichts zu regen, kommandierte er, genau wie zu ſeiner Unteroffizierszeit zwiſchen den Kaſematten von Köln am Rhein. Eiſerne Zucht. Was wußten denn die Gefängnisverwaltung zu Aachen, die Herren am grünen Tiſch, wie man's macht, der Beſtie ſo zu imponieren, daß ſie nicht wagt, nach dem Fuß zu ſchnappen, der ihren Nacken tritt?!

Die Sträflinge waren weit übers Venn verteilt; hier ein Trüppchen, dort ein Trüppchen. Sie jäteten und hackten und ſchaufelten und gruben, zogen Gräben und rodeten Ginſtergeſtrüpp aus. Ein ſchwe-

*) Tante.

lender, ſtinkender Rauch kroch langſam über den Boden hin — das war erſticktes Feuer, was da um ſich fraß und Heidekraut und Wurzelwerk verzehrte.

Scheinbar frei, allen offen, lag das ganze weite, gewaltige Venn mit dem unbegrenzten Horizont, den unruhige Wolken bewegten. Aber niemand dachte an Flucht.

Vergangenen Herbſt, gleich ein paar Tage nach der Ankunft, hatte es einer riskiert; Nr. 6 war ausgebrochen, mitten aus der Kolonne heraus, am hellichten Nachmittag, und war ins Venn hineingerannt mit der Flüchtigkeit eines Hirſches. Der Aufſeher hatte den Karabiner von der Schulter geriſſen, angelegt, und ihn dann doch wieder ſinken laſſen — wozu ſchießen?! Nr. 6 würde nie die Baraque Michel erreichen, in deren Turm ein zitterndes Licht ſelbſt bei Nacht und Nebel die belgiſche Grenze weiſt. Nur drei, vier Stunden waren's bis dahin. Aber man muß den Weg kennen, den ſelten betretenen Pfad, ſonſt tun die Sümpfe des Venn ihr Maul auf und verſchlucken den Unkundigen.

Simon Breuer kannte das Venn, war er doch von hier zu Haus, im Venndorf geboren, einſt, barfüßig, beerenſuchend durch Moor und Heide gelaufen. Er wußte, wo man ſicher tritt, und wie man ſpringt von Moospolſter zu Moospolſter und die Lachen meidet, die ſelbſt im Sommer der kalte Odem der

Vennnacht mit leichten Eiskriſtallen überkruſtet. Ihn ſchreckte auch kein Dunkel; ein ſchwarzes Föhrengeſtrüpp, ein Wachholderſtäudchen, ein Ginſterbuſch waren ihm Wegweiſer genug.

Noch krähten die Hähne nicht unten im Dorf dem grauenden Morgen entgegen, da hatte er Nr. 6 ſchon wieder eingebracht; immer in der Runde war der Flüchtling gelaufen, verwirrt vom immer gleichen Einerlei, von der ſtarrenden Öde der grenzenloſen Einſamkeit. Alle Schrecken der Vennnacht hatten ihn überfallen; ſchwach um Hilfe rufend, ſteckte er in einem Waſſerloch, und die gurgelnde ſchwarze Tunke hatte ihm ſchon den Mund ſtopfen wollen.

Jetzt war niemand mehr da, der auf Weglaufen rechnete. Sie hatten die Hoffnung aufgegeben.

Sie fürchteten das Venn.

Abergläubiſch horchten ſie den klagenden Tönen der Nacht, dem Unken und Uhuhn, dem Raunen und Rauſchen, dem Grauen und Brauen: das ſind die Geiſter des Venn, die eine Schuld ruhelos umtreibt! Aus den Mooren ſteigen ſie, in weiße Sünderhemden gewandet, und wen ſie packen mit geſpenſtiſchen Händen, dem drehen ſie 's Genick um!

Aber den Simon Breuer fürchteten ſie noch mehr als das Venn.

Zwiſchen den arbeitenden Gruppen ging er unaufhörlich hin und her, umkreiſte ſie wie ein Schäfer-

hund die Herde. Sie sollten sich eilen. Heute noch mußte der Graben fertig sein, da gab's kein Mattwerden. Immer voran — Spatenstich auf Spatenstich — und dann die nasse Moorerde auf Karren gepackt und fort damit!

Und morgen wurden die Röhren zur Entwässerung gelegt — dort lagerte ihrer schon ein Haufe — und bald würde sich hier ein Saatfeld breiten und die zartgrünen Halme im Vennwind wiegen!

Nur voran, voran! Simon Breuer konnte es gar nicht abwarten; der Bauernsohn war lebendig geworden im Unteroffizier. Und würde das Stroh auch niedrig stehen, der Körnerertrag gering werden, wer hatte es je bislang erlebt: ein Kornfeld auf dem hohen Venn?!

Schon stand der Sonnenball tief unten über der Richelsley und ließ das Riesenkreuz schimmern, das sich dort auf haushohem Felsblock aus tiefdunkeln Föhren erhebt. Und noch immer arbeiteten sie; sie waren hundemüde, ihre Hände geschwollen vom Spatenstiel, aber sie wagten kein Verschnaufen, denn Simon Breuer stand dabei.

Jetzt sank der rote Ball in die Föhren, und wie mit Zauberschnelle war jede Spur von Wärme verschwunden. Schaurig wehte es übers Venn, feuchtkalt rieselte es über die von der Arbeit erhitzten Körper.

Die geringe Sträflingskleidung: das grobleinene

graue Hemd — das über der blautätowierten Bruft offen ſteht und auch die tätowierten Arme freiläßt — die dünne Hoſe, die nackten Füße waren naß vom ſchnell fallenden Tau. Fröſtelnd wollte es die Vierzig ſchauern, aber ſie unterdrückten es, denn Simon Breuer ſtand dabei.

Nr. 30, ein hagerer, großer Menſch mit tief in die Stirn gewachſenen Haaren und eingeſunkenen Augen fror noch mehr als die anderen; er war die freie Luft nicht gewöhnt und nicht der Hände Arbeit. Er ließ den Spaten fallen und ſah verſtört um ſich; aber ein Blick des Falkenauges traf ihn und, ſich duckend, nahm er den Spaten wieder auf und ſtieß ihn von neuem ins zähe Erdreich.

Endlich trotteten ſie heim, immer paarweiſe, zwei und zwei, die Spaten geſchultert. Der Aufſeher trieb ſie vor ſich her zur Suppe.

Heut war es an Nr. 30, die Erbſenſuppe in die Blechnäpfe auszuteilen, er ſelbſt kam zuletzt an die Reihe. Ausgehungert, das ſtarke Gebiß vor Gier fletſchend, ſtürzte er ſich kaum über ſeine Portion, da hieß es auch ſchon: ‚Näpfe zuſammenſtellen! Weggetreten! Zu Bett!‘

Ein tückiſches Funkeln glomm auf in des Hungrigen tiefliegenden Augen, aber er wagte keinen Laut, ließ gehorſam den Löffel fahren und trottete geſenkten Kopfes den anderen nach in den Schlafſaal.

Dort brannte kein Licht; im schwachen Schimmer, den Mond und Sterne durch die Ritzen des Gebälkes sandten, suchten sie ihre Betten, die, wie in Kasernen und Schiffskojen, immer zwei und zwei übereinander standen.

Da lagen sie nun, endlich allein, aber sie wagten doch nicht zu sprechen. Nur ein Flüstern ward hier und da gewagt.

Simon Breuer war auch hier über ihnen. Die Tür seiner Schlafkammer, gegenüber am Flur, hatte er offen stehen lassen, sie hörten seinen starken, gleichmäßigen Atem, und das Flüstern verstummte scheu. —

* * *

Das Frühjahr schritt voran. Wenn die Vierzig jetzt auf dem Venn arbeiteten, hörten sie ab und zu eine Lerche trillern, sahen sie emporwirbeln wie ein Bällchen und sich verlieren in freien Lüften.

Frei sein, frei — sie dachten gar nicht mehr daran. Sie begehrten nicht mehr auf in innerlicher Wut, in stumm-trotziger Widerspenstigkeit wie in der ersten Zeit; sie waren stumpf geworden im öden Einerlei der Tage.

Kein Blick mehr schweifte vennabwärts in die blaue Ferne, wo die Städte lagen, in deren Straßen sie sich umhergetrieben, in deren Schlupfwinkeln sie oft der Polizei ein Schnippchen geschlagen hatten.

Sie ſahen nicht, daß das Venn jetzt blühte. Und das war jetzt ſchön. Aus dem braunen Moorboden, der, von weitem geſehen, als öder Strich den Horizont ſäumt, war das Heidekraut aufgeblüht, jene wunderſame Vennheide, deren Glocken groß und blaßroſa ſind und den ſchwärmenden Bienen den duftigſten Honig bieten. Kleine blaue Falter gaukelten darüber hin und genoſſen im Liebesſpiel ihren, ach, ſo kurzen Sommertraum. Die Rauſchbeere zeigte ſchon die blaue, Schlehen ähnelnde duftbehauchte Frucht, und die Preißelbeere, das köſtlichſte Obſt des Venn, ſtreckte überall ihre myrtengrünen, glänzenden Büſchelchen. Leichte weiße Flöckchen auf ſchwanken Stengeln übernickten die Sumpflachen; und am Himmel, der großen tiefblauen Glocke, ſtand die Sonne, heiß-glühend am Mittag, aber am Abend rot-verträumt, und verklärte das weite Meer des Venn.

Allnächtlich erhuben die Fröſche einen leidenſchaftlichen Chor, und hinterm Hahnheiſterbuſch ſchlief der Mond und warf ein verträumtes Leuchten auf das einſame Haus.

Die Vierzig ſchliefen nicht. Sie waren todmüde vom ſchweren Tagewerk, von dem prallenden Sonnenfeuer des Mittags, von dem Odem des Venn — trotz Sommerzeit iſt der hart und bleibt hart — aber ſie fanden doch keine Ruhe. Raſtlos warfen ſie ſich, halb entblößt, des feinen Zugwinds nicht achtend, der von

Wand zu Wand ſtrich und doch den ſtickigen Dunſt nicht klären konnte, der im Schlafſaal braute. Die Nacht war ſchwül.

Geſtern war des Aufſehers junge Frau zum erſten Mal hier oben geweſen, ihren Mann zu beſuchen. Die Arme hatte ſie um ſeinen Hals geſchlungen, und er hatte ſie geküßt; vor dem Haus war es geſchehen. Die Vierzig hatten es mitangeſehen. Im Schlafſaal waren ſie gerade geweſen; an den Gitterfenſtern hatten ſie ſich gedrängt und gepufft und auf die Zehen gereckt: ein Weibsbild! Die Köpfe hatten ſie gegen die Eiſenſtäbe geſtoßen: ein Weibsbild! Zum erſten Mal wieder eins! Ein Weibsbild!

Die Augen waren ihnen faſt aus den Höhlen gedrungen.

— — — — — Und heute, jetzt war er ſchon wieder herunter zu ihr — — —!

Eingeſchloſſen hatte er ſie. Sie hatten ihn mit dem Hilfsaufſeher kurz ein paar Worte wechſeln hören, und dann ſeinem Tritt gelauſcht, dem raſchen, trabenden. Der hatte Eile! Der lief nun durch den Mondſchein, immer Trab, bis näher und näher das Licht im Haus hinter der Hecke winkte!

Unruhig fielen ſich die Vierzig umher. Heiß war es ihnen, zum Erſticken — ſie verfolgten den Mann weiter auf ſeinem Weg.

Nr. 30 lag in ſeinem Bett, platt auf dem

Rücken, und ſtierte ins Mondlicht, das durch eine Luke im Dach mit ſchwertbreitem, blankem Strahl hereindrang. Seine Augen ſchwammen; träg, wie gelöſt, hingen ihm die Glieder. Er träumte.

Plötzlich überlief ſeinen Körper ein Schauern, ſeine abſtehenden Ohren zuckten, die niedrige Stirn zog ſich in Falten, ſeine Nüſtern bebten, die Augen preßte er zuſammen, ſein Mund verzerrte ſich — das war kein Lächeln, das war eine Fratze. Die Bruſt keuchte; er bäumte ſich, riß das harte Polſter an ſich und preßte es mit wilder Kraft. Und dann krallte er die Finger ins kurzgeſchorene Haar und rupfte ſich die Borſten aus. Der Schweiß rann ihm, er war wie gebadet. Die nackten Arme ſtreckte er vor ſich und biß hinein, ſchlug die ſtarken Zähne ins eigene Fleiſch, daß Blut kam. Das Weiß in ſeinen Augen unterlief rot. Wie ein Krampf hatte es ihn gepackt, rüttelte ihn, zerſchüttelte ihn, erpreßte ihm Tränen; zäh ſickerten ſie aus den Augenwinkeln. Er ballte die Fäuſte und ſteckte ſie ins Maul, um nicht laut aufzuheulen vor Ausgehungertheit, vor ungeſtillter Gier. Er röchelte, wie jemand, dem es ans Leben geht, und ſtieß dann, ermattet, heiſre Seufzer aus, denen ein Chor von Seufzern antwortete.

Wie ein Winſeln ſtieg's auf unter dem weltfernen Dach, das ſich im keuſchen Mondlicht badete. —

* * *

Simon Bräuers junge Frau kam nun öfters herauf, nun, da die gute Jahreszeit herangelebt war. Es wanderte ſich jetzt gemächlich übers Venn. Das Blumenpflücken verkürzte den Weg — und dann die Freude, ihn bald zu ſehen! Sie waren knapp ein Jahr verheiratet und noch in der erſten Verliebtheit.

Die Möhn unten ſchüttelte oft den Kopf, wenn ſie ſich ſo zärtlich umhalsten. Die hatte nicht mehr Sinn für ſo was, die war alt und dürr, und ihr Mann war längſt tot. Wenn ſie das junge Weib zuweilen ein Endchen Weg hinauf begleitete, und die lebensluſtige Kölnerin allerhand verliebte ‚Stückskes' trällerte, ging ſie zehn Schritt hinterher, ſchlug ein Kreuz und betete ihren Roſenkranz.

Noch nie war ſie bis oben zum Haus mitgegangen; ſie hatte, wie alle im Dorf, eine gewiſſe Scheu vor der Strafkolonie und vor den Kerlen in der Sträflingskleidung. Die Nichte lachte ſie darum aus: die taten einem doch nix, die waren ja froh, wenn man ihnen nix tat!

Einzig die Preißelbeeren verlockten jetzt die Möhn dann und wann weiter mitzugehen; ſie reiften und glänzten herrlich wie Korallen. Das alte Weiblein hatte ein Auge auf ſie geworfen, gaben ſie doch, mit ein wenig Zucker eingekocht, eine leckere Zukoſt an Faſttagen.

Der Jungen wurde in letzter Zeit das Bücken

mühſelig, ſo machte ſich denn die Alte heute allein auf, von den Beeren zu ſammeln, denen der leichte Reif der vergangenen Nacht und der Sonnenbrand des Mittags beſondere Süße verliehen haben würde. Außer dem Roſenkranz nahm ſie noch einen Korb mit.

Hinter dem letzten Gehöft fingen ſchon die Korallen an im Venngras zu blinkern, jedoch erſt vereinzelt. Aber nun, weiter hinaus, da ſtanden ſie in Maſſe. Haſtig ſteckte die Möhn den Roſenkranz in die Taſche — hier war noch niemand vor ihr gegangen, ei, hier gab's eine Ernte! Emſig ſammelte ſie. Hier war ein Platz wie ein rotes Tuch — und dort ein noch röterer!

Als ſie endlich einmal aufblickte, lag der Hahnheiſterbuſch längſt zwiſchen ihr und dem Dorf, und ganz nah ſchimmerte das Dach der Strafkolonie. Die loſen Hemden der Sträflinge blähten ſich im Wind; wie hellere Flecke waren ſie übers Venn verſtreut. Da und dort ließ einer für Augenblicke den Spaten fahren, zog die heruntergerutſchte Hoſe mit beiden Händen herauf und ſtierte nach der Beerenſucherin.

Aber dem Weiblein war's heute gar nicht bange — die Nichte hatte ſchon recht, die waren froh, wenn man ihnen nix tat! Und was ſollten ſie ihr wohl auch antun, ihr, einer gebrechlichen Alten?! Schätze hatte ſie nicht. Zudem war der Himmel noch freund-

lich, und ſie hörte die kommandierende Stimme ihres Schweſterſohns ſchallen.

So fuhr ſie ruhig fort, weiter zu ſammeln, bückte und bückte den alten Rücken, bückte ihn ſo tief, daß die goldene Abendſonne ihren roten Friesunterrock beglänzte und die blaubeſtrumpften dürren Wädchen.

Ganz ſtill war's ringsum. Nichts als das Summen der Bienen zu vernehmen. Da — plötzlich ein Schnaufen wie das eines wilden Tiers ihr im Rücken! Ein Fauchen. Ein glühender Atem hauchte ſie ins Genick — es ſprang ihr was an — es packte ſie — es riß ſie nieder — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Simon Breuer ließ einen neuen Brunnen ausſchachten oben auf dem Scheitel des Venn — das Waſſer im alten roch faulig, ſie waren alle davon krank geworden — das war knifflige Arbeit.

Er ſtand vornübergebeugt und guckte, ganz bei der Sache, zu den Arbeitenden hinunter in den Schacht.

Die übrigen karrten, hackten, rodeten nicht weit davon.

Die ſinkende Sonne verklärte das Venn; es war eine friedliche Stunde.

Doch jetzt ein Schrei! So ward noch keiner hier gehört. Ein ſchriller, zeternder Weiberſchrei! Und

jetzt wieder einer — schon halb erstickt, hervorgestoßen aus gewürgter Kehle!

„Zackerment!“ Blitzschnell fuhr der Aufseher herum und riß den Karabiner von der Schulter.

— — — Da — in der Senkung, keine hundert Schritt weit — etwas Rotes! Ein Weiberrock!

Und zappelnde, blaubestrumpfte Beine!

Ein Kerl drüber her, im Sträflingshemd, mit kurzgeschorenem Kopf!

„Halunke, zurück! Hierher!“

Der im Sträflingshemd mußte den Aufseher hören, aber er drehte nicht einmal den Kopf. Kein Appell. Kein Hören, kein Sehen. Blind, taub, toll.

„Bestie, verdammte!“ Der Aufseher hob den Karabiner und schoß.

Dann stürmte er zur Stelle.

Aus dem zertretenen Heidekraut erhob sich zitternd und zeternd die Frauensperson. Vor Entsetzen schlugen ihr die paar wenigen Zähne im Munde, das welke Kinn wackelte ihr.

Simon Breuer fuhr zurück: „Donner und Doria — die Möhn —?!“

Da lag ihr Korb, und die roten Beeren hatten sich daraus ergossen wie ein Strom von Blut.

Die Alte war ganz von Sinnen. Jammernd kniete sie nieder und las ihre Beeren auf, immerfort

blöd lallend: „Ene Wolf! Jeſſesmaria, ech han gedaach: ene Wolf, ene Wolf!“

Faſt ſcheu betrachtete Simon Breuer den Toten. Dann kraute er ſich nachdenklich hinter den Ohren; er verſtand die ganze Sache nicht recht.

— — — — — Um das alte Weib?! Und ſozuſagen ihm vor der Naſe?! War's möglich?! Und noch dazu Nr. 30, das feigſte Luder von allen!

Die letzte Nummer

Ernſt iſt das Venn, und die es nicht genau kennen, nennen es troſtlos.

Aber wenn der Wind es überheult, Regen oder Schnee die lauernden Tiefen der Sümpfe noch tiefer gemacht haben, dann iſt es eine Luſt für den Jäger. Dann wandert kein anderer da oben; ſcheu verkriecht ſich der einſamkeitgewohnte Dörfler in ſein hinter hoher Hainbuchenhecke verſtecktes Haus, kein Torfkarren ſchwankt ächzend in tief ausgefahrenen, moorigen Geleiſen, keine Beerenſammler ſtören mit Zuruf und Menſchenlaut die feierliche Stille. Nur der Sturm orgelt. Nur die zierlichen Rehe und die ſtolzen Vierzehnender äſen friedlich unter den vereinzelten Buchen, die hier nicht ſchlank in die Höhe ragen wie anderswo, ſondern niedrig und rund, in die Breite gegangen, ein ſchützendes Dach bilden wie ein ſicheres Zelt, unter dem's immer noch etwas Grünes zu finden gibt, auch zur rauheſten Zeit. Und in den

dicken, dunkelen Tannenſchonungen grunzen die Wildſchweine dreiſt, und langſam flattern, als ruderten ſie in der Luft, die ſchottiſchen Grouſe von Lache zu Lache.

Ein herrliches Revier für den, der Waſſerſtiefel hat bis zum Bauch, ein dickes Lodenwams auf Bruſt und Rücken, eine ſicher treffende Flinte im Arm trägt und die Furten kennt. Der kann dann hier oben ſchreiten wie der Menſch am erſten Schöpfungstag durch den Garten Eden — ganz frei, ganz Herr.

Aber wenn heiße Sonne die Tümpel ausleckt, daß die vertrocknete Moorerde berſtet und das ſmaragdene Sumpfgrün fahl wird, dann haben die recht, die da ſprechen: ‚Es iſt uns zu traurig hier.‘ Wenn der Himmel noch ſo heiter blaut und ſein Licht noch ſo ſtrahlend blitzen läßt und die Sonne noch ſo purpurn ſinkt in glanzvoller Herrlichkeit, wenn der Preißelbeere Korallen noch ſo blank aus dunklem Mooſe lachen und die ſammelnden Kinder noch ſo hell darüber jauchzen — das Venn lacht nicht mit. Es kennt kein Lachen.

Und die Männer, die dann auf ihm arbeiten, roden und brennen, ſchaufeln und karren, graben und jäten, Gräben ziehen und Zäune richten, ackern und eggen und ſchneiden, was ſie geſäet haben, und ernten, was ihnen doch nicht gehört, die des Land-

mannes friedliches Geschäft betreiben ohne Frieden in der Brust — Unfreie, Unfreiwillige — die lachen auch nicht.

Nur einer von ihnen, die da oben hausen in dem Holzbau mit dem roten Ziegeldach, den der Staat gesetzt hat für seine Gefangenen, daß sie das Venn urbar machen und mit schuldbeladenen Händen die Wüste der Hochfläche vorbereiten zum gesegneten Ackerfeld des schuldlosen Ansiedlers, nur einer von ihnen, die an Sonntagen, an denen der Aufseher nicht zur Arbeit treibt, hinter den Eisenstäben ihrer Fensterchen gierig hinausstieren in die blaue Ferne der Freiheit, — nur dieser eine war zufrieden.

Es war Nr. 40 und hieß früher: Simeon Schalkenbach.

Er dachte sich so: schliefen sie vierzig Kerle denn nicht ganz gut in dem scheunenartigen Raum mit den nackten Dachsparren und den winzigen Lichtluken, waren sie drinnen nicht gut geschützt, sowohl gegen Regen wie gegen Wind und den Nebel, der nächtens das Venn weiß behaucht?! Er hatte weniger gute Nachtlager gekannt. Und schmeckte die Suppe — die immer wechselnde Erbsen-, Bohnen- oder Linsensuppe — mit dem Stück Brot dazu und dem Klecks Schmalz denn nicht sehr gut?! Er hatte härteres Brot gekannt und noch dazu ohne Schmalz.

Nr. 40 konnte es gar nicht begreifen, daß die

anderen alle etwas zu tadeln fanden. Laut wagten ſie das freilich nicht zu tun, denn da war gleich der Aufſeher bei der Hand und gebot Ruhe, und wer dann noch wagte, das Maul aufzutun, der kam ins Kaſchot, in den ſtockdunklen Verſchlag mit der ſtarken Bohlentür und den eiſernen Riegeln davor; und das Eſſen mußte er miſſen, das war die härteſte Strafe.

Daß viele Sehnſucht nach Hauſe hatten, Nr. 7 zum Beiſpiel — der rote Fuchs, der wegen Sittlichkeitsverbrechen zwei Jahre gekriegt — daß der ſo großes Verlangen trug nach Weib und Kind, das begriff Nr. 40 erſt recht nicht. Wie ſollte er auch? Ihm hatte ſchon lange keine nachgeſtellt, und Weib und Kind hatte er nie beſeſſen.

Mit einem Grinſen beſchmunzelte er ſein Glück. Ja, es war ein Glück, daß ihn der Gendarm im richtigen Moment abgefaßt hatte, gerade als er beim Rentner Hückges, der ſo fett war wie lauter Speck, die Speiſekammer geleert hatte! Und wie gut, daß er, da er ſich trotz ſeiner Dürre nicht durchs Fenſterchen hatte zwängen können, die Tür erbrochen hatte — Diebſtahl mit Einbruch — ſonſt hätte es ja kein Jahr gegeben!

Ach, nur ein Jahr! Das war ja viel zu wenig! Wenn er doch dieſer Katze, dieſer Magd vom Rentner, die ihm barbeinig und im Hemde, wie ſie aus dem Bett geſprungen war, entgegenfaucht und dann ſo

durchdringend gemauzt hatte: ‚Zu Hilf'! Räuber, Mörder! Zu Hilf'!' — wenn er doch dieſem barbeinigen Frauenzimmer eins mit der Weinflaſche verſetzt hätte, oder eins mit der Likörkruke, die er in der Linken trug, oder auch nur einen Wuchtigen mit dem Schinken, den er unterm rechten Arm hatte, oder einen noch Wuchtigeren mit dem Buttertopf, den er links untergeklemmt hielt!

Ach, dann wäre die nicht mehr aufgeſtanden, und dann hätte er viele, viele Jahre gekriegt! Denn — o weh — ein Jahr, nur ein einziges Jahr, das iſt gar ſo bald um!

Mit einer förmlichen Angſt ſah Nr. 40 die langen Tage ſich kürzen und immer früher und früher den roten Sonnenball in den Wellen des Heidekrautes ertrinken. Wenn er nun herauskam, wo ſollte er hin?! Arbeit fand er gewiß nicht — jetzt erſt recht nicht — hatte er doch ſchon lange keine gefunden, ſelbſt wenn er ſie geſucht hatte. Seit er damals die vielen Wochen bei den barmherzigen Brüdern im Spital gelegen, hatte er eben gar kein Glück mehr mit Arbeit; nirgendwo kam er an, ſo oft er's auch verſuchte. Selbſt in der Fabrik beim Lumpenſortieren hatten ſie ihn gleich wieder entlaſſen. Warum nur? Hatte er ſeine Arbeit denn nicht gemacht ebenſo recht und ſchlecht wie die fluddrigen Mädchens und die Rotznaſen von Jungens, die ſich immer an-

ſtießen und nach ihm hinguckten, als hätten ſie noch nie ein Geſicht geſehen?!

Jetzt — hier — hatte er Arbeit, und er konnte ſie tun, ganz ungeſtört, und eine Menge fertig bringen. Er arbeitete gern; es lag ihm was dran.

Wenn die andern Sträflinge, die ſtarken Kerle in den ungebleichten Leinenkitteln — die haarige Bruſt entblößt, die wie mit blauem Netzwerk beſponnenen, über und über tätowierten Arme auch nackt — in der Hitze der Schattenloſigkeit heimlich fluchten und ächzten und, ließ ſie der Aufſeher mit der Flinte — wie der biſſige Schäferhund ſeine Herde umkreiſte er ſie — nur einen Moment aus den Augen, gleich die Arbeit einſtellten, blieb er emſig dabei.

Sein dürrer Arm ſchwang die Senſe mit Macht; in Schwaden fielen das zähe Gras, der härtliche Halm, um ihn lagen die Haufen. Und er ſchritt drüber hin mit langem Schritt, mähte weiter und weiter mit Eifer, mit Gier. Seine magere Geſtalt reckte ſich hoch, wurde noch länger, bog ſich nach rechts, bog ſich nach links, ſchwankte vorwärts und ſchwankte rückwärts, folgte allen Schwingungen der blitzenden Hippe, mähte in unermüdlichem Gleichmaß, als gelte es, alles zu mähen, was an Gras, an Halmen zu finden war auf dem Venn.

Dann graufte es die anderen. Und ſie ſahen ſcheu nach dem langen Geſtell, das ſich unter den

Binſenhut noch zum Schutz gegen Sonne und Mücken einen linnenen Lappen gelegt hatte, der ihm lang in den Nacken flappte, ſich bei jedem Schwung der Senſe um die fleiſchloſen Wangen lüftete und ſehen ließ, daß da nichts Schönes war.

Es waren ein paar junge kräftige Burſchen, die kommandiert waren mit Nr. 40 die Wieſe zu mähen. Aber ſie zogen ſich, ſobald ſie ſich unbemerkt glaubten, langſam und vorſichtig von ihm zurück und verkrochen ſich hinter die Schutzhecke, die die Wieſe umzäunte. Er merkte es nicht; und wenn er's gemerkt hätte: die Arbeit ſchaffte er ſchon allein! Er ſpuckte in die Hände und faßte den Stiel der Senſe feſter. Er war faſt ärgerlich, daß der Aufſeher die Genoſſen ihm wieder zutrieb mit rauhem Kommando.

Groß reckte ſich ſeine ſchwanke Geſtalt in die flimmrige Helle des Äthers; um die ſtöckernen Lenden hing die Hoſe ſchlotternd weit, die Bruſt, die der Kittel freiließ, zeigte nur Rippen, aber gleichmäßig atmete ſie wie im Takt — auf, ab — ab, auf. Es war ihm eine Luſt, zu mähen, zu ſchneiden. Ein freundliches Grinſen zeigte ſich im hohlwangigen Geſicht. —

Wenn die Vierzig zur Mahlzeit heimgetrabt kamen in den hölzernen Bau und die Blechnäpfe klapperten, waren ſie alle hungrig wie Wölfe; mit Haſt fuhren ihre Löffel in die Suppe, ſie konnten

es kaum erwarten, zu ſchlürfen, zu ſchlucken. Aber denen, die neben Nr. 40 zu ſitzen kamen oder gar gegenüber, eilte es nicht. Sie rückten ab auf der Bank, rutſchten verlegen und wandten die Augen fort; oder ſie erwiſchten eine Gelegenheit, machten ſich in einen Winkel und verſchlangen da lieber ihre Mahlzeit ſtehenden Fußes.

Keiner ſetzte ſich freiwillig in ſeine Nähe. Aber Nr. 40 merkte das nicht. Mit Behagen hing er über ſeinem Blechnapf — kein Tröpfchen blieb darin und auch kein Krümchen vom Brot übrig. Und gab es an Sonn- und Feſttagen ein Endchen geräucherter Blutwurſt oder Speck, dann freute er ſich, daß man ſeine gelben Zähne fletſchen ſah, alle, die er noch hatte.

Und daß ſie ſogar im Schlafſaal ihn mieden, in dem ewig verdunkelten, durch die vergitterten Lichtluken nur wenig erhellten Raum, das merkte er auch nicht. Er ſchlief immer gut; er war müde von der Arbeit und wußte ſich geborgen. So geborgen hatte er ſich nicht mehr gefühlt, ſeitdem er nicht mehr an ſeiner Mutter, der ſtruppigen Beſenbinderin, Rock rheinauf, rheinab lief.

Ach, wenn das gute Leben nur nicht ſo bald ſchon ein Ende hätte!

Die letzte Zeit, bevor er herauskam, fühlte Nr. 40 etwas wie Schmerzen. War er krank? Er konnte

lange nicht mehr ſo tüchtig eſſen; nur halb brachte er den Blechnapf leer. Und nachts hörten ihn die, die mit dem Rücken gegen ihn lagen, um ihn ſelbſt im Traume nicht anzuſehen, jämmerlich ſeufzen und ſich raſtlos werfen von der Linken zur Rechten.

Hohlwangiger noch als ſonſt, aber emſig wie ſonſt arbeitete das lange Geſtell auf dem Moor. Um ihn war keine flimmernde Sommerhelle mehr, in der er es wohlig warm hatte rieſeln fühlen durch ſeine ſtarren Glieder; aber auch die Nebelbriſen des Herbſtes, in denen die anderen huſteten, taten ihm wohl. Freie Luft — ah, ſo viel gute freie Luft — ach, und nun ſollte er bald freikommen!

Daß doch die Herren vom Gericht ein Einſehen hätten und ihm erlaubten, noch ein Jährchen hier oben zu bleiben! Neulich abends, als die anderen alle ſich um den Herd drängten, in dem jetzt ſchon lange tüchtig gefeuert ward, war es ihm geglückt, den oberſten Aufſeher für einen Moment unter vier Augen zu ſprechen. Ach, hatte er da geſagt, wenn man ihn doch noch ein bißchen hier behalten möchte! Die Angſt hatte ſeine ungefüge Zunge, die ſchwer wie ein toter Klöppel in der Höhlung lag, in Bewegung geſetzt; er hatte geſtammelt und geſtottert, faſt gelallt wie ein Kind, wenn auch mit rauher Stimme: Ach, raus mochte er nicht, nein, gar nicht, was war es doch ſo gut hier! Wenn doch

Der Blick aus ſeinen rotplierigen Augen, die den wimperloſen Rand der Lider nach außen kehrten, wulſtig und vereitert, ſchweifte mit Hingabe über des Hochlandes weite Fläche, deſſen Heide verblüht war, deſſen Beeren erfroren waren, das ſo braun und ſtill jetzt lag unterm hängenden Wolkenhimmel. Der Herbſt war da — wenn die erſten Schneeflocken fielen, wo würde er dann ſein?!

Oh, noch hier, noch hier! Das gebe die heilige Gottesmutter, die Jungfrau Maria! Sagten ſie nicht, die ſei eine Schutzpatronin für Leute ſeines Gewerbes?!

Und er faltete, einem tiefinneren, unbewußten und doch heiß empfundenen Inſtinkt folgend, ſeine verklammten Hände um den Spatenſtiel. Sie hatten ſich lange nicht zum Beten zuſammengelegt, ſeit früheſter Kindheit nicht mehr; ſeitdem er nicht mehr mit der Mutter, landſtreichend und bettelnd, gezogen war und ſie ihn geheißen hatte, niederknieen und die Hände falten vor jedem Heiligenhäuschen am Weg. Nun wußte er nicht, was man beten ſoll in ſolcher Lage; aber er faltete die Hände. Und das war ein Gebet.

Vom Hahnheiſterbuſch kam ein Duften her, von der blauenden Tannenlinie des Hargard ein ſtärkendes Wehen. Das Venn war mild geworden, weich in allen ſeinen Linien, und die Bruſt dehnte ſich in

ſo tiefem Atemzug, als wäre ſie zu eng, all das Wohlbehagen zu faſſen. —

— — — — — — — — — — — — — —

Es war am erſten Tag des Oktober, daß der Schnee fiel, und daß ſie ihn herausließen. Er war nun ein freier Mann. Er hatte ſich nur noch zu ſtellen bei der Gefängnisverwaltung in Aachen und dort ſeine bürgerliche Kleidung in Empfang zu nehmen — den zerſchliſſenen Rock, die zerlumpte Hoſe, den verbeulten Filz und die durchlöcherten Stiefel, — die er getragen hatte an jenem denkwürdigen Tag, als ſein Leben ſich auf die Sonnenſeite kehrte. Denn ſchlecht hatte ſich auch das erſte halbe Jahr nicht verſeſſen in Aachen, wenn's freilich mit der Hälfte hier oben ſich nicht vergleichen ließ. Ach, wie gut hatte er's hier doch gehabt!

Wie ein Stumpfſinniger hatte Nr. 40 dreingeſtiert, als ihn der Oberaufſeher auf die Schulter getippt hatte: ‚No, morgen geht's raus!' Was, er — wirklich, er ſollte weg?! Es ſollte nun wirklich zu Ende ſein?! Er konnte es nicht faſſen.

Seine Augen hatten gezwinkert, ſein Geſicht hatte eine Grimaſſe geſchnitten. Wollte er lachen oder weinen? Die Sträflinge wurden nicht klug daraus. Heute ſahen ſie ihn an; heute beneideten ſie ihn, den ſie verabſcheuten — denn morgen kam er ja 'raus!

Abends im Schlafſaal, wo es ihnen vergönnt

war, ohne die Augen und Ohren des Wächters über ſich, leiſe Worte zu tauſchen, machten ſie ſich an Simeon Schalkenbach heran. Er war ja nun frei, er konnte ihre Aufträge ausrichten an den und jenen, an dieſe und jene. Ihrer viele hatten etwas zu beſtellen.

Nr. 7, der rote Fuchs, faßte ſogar ſeine Hände und beſchwor ihn hoch und teuer, bei ſeiner ewigen Seligkeit, zum Trautchen hinzugehen, — da und da wohnte ſie, er beſchrieb's ganz genau — und ihr zu ſagen, was zu ſchreiben er ſich nie getraute — denn dann hätte ja der Inſpektor ſeine Schuld herausgeleſen, die er immer noch ableugnete — ihr zu ſagen, daß ſie ein Leben haben ſollte wie die Engel im Himmel, daß er ihr ein beſſerer Mann werden wollte als bisher, ſie nie mehr ſo unglücklich machen, kam er nur erſt wieder 'raus zu ihr!

Es ſchmeichelte Simeon Schalkenbach gewaltig, daß er alſo erkoren ward zum Liebesboten.

Würde er auch alles behalten?!

„Sicher un jewiß!“ Er legte die knöcherne Hand aufs Herz und grinſte dabei, daß die, die um ihn ſtanden, zu anderer Zeit entſetzt zurückgefahren wären. So aber bezwangen ſie ſich: Gott ſei Dank, er war ja nun bald weg, bald konnte man wieder mit Appetit eſſen! —

Als er am nächſten Morgen das Haus mit dem

roten Ziegeldach verließ, durch deſſen Tür er hundertundachtzig Tage ein- und ausgegangen war zu friedlicher Arbeit, fühlte er etwas Naſſes in den wirklichen Weinens unkundigen Augen — ſeine Augen weinten ſonſt nur, wenn ſie tränten vor bösartiger Entzündlichkeit — ſoviel gute Freunde ließ er hier zurück! Ach, ſo viele gute Freunde!

Langſam trottete er neben dem Aufſeher her, der ihn nach Aachen zu eskortieren hatte. Der rannte, denn es eilte ihm; Regen und Schnee fielen gemiſcht, und der Wind peitſchte die wenigen Blätter der ragenden Hainbuchen, die — Flaggen, in der Not gehißt — die Nähe von Mützenich anzeigten.

Simeon Schalkenbach eilte es nicht; er hinkte und ſtolperte, als könnte er gar nicht vorankommen. Wie mit Klammern hielt ihn die Vennheide feſt, in Klößen hing ſich die moorige Erde ſchwer unter ſeine groben Schuhe.

Nein, wahrhaftig, er konnte nicht weg von hier — horch! — und trillerte da nicht leiſe eine verborgene letzte Lerche?! Die Kehle ſchnürte ſich ihm zuſammen, eine Angſt kam ihn an, als ginge es zum Hängen: wann, wann hörte er dieſe Lerche wieder einmal?!

Er hatte immer ein Vergnügen daran gehabt, die Lerchen zu behorchen; es gab deren manche auf dem Venn. Beſonders morgens, wenn das Kraut

noch ſo taufriſch war, wie bereift, hatten ſie ſich hören laſſen — ‚tirili‘ — ſo was Pläſterliches! In den Straßen von Aachen oder gar im großen Köln, wohin er ſich nun wohl aufmachen würde — vielleicht, daß es ihm da gelang, bei irgend einer Arbeit anzukommen — gab's keine Lerchen. Da pfiffen nur die verflixten Straßenjungen, drehten ſich nach ihm um und johlten laut: ‚Huh, wat ſtehſte ſchläch uhs!‘

Ein grenzenloſes Heimweh kam ſchon jetzt über ihn nach dieſer ſtillen braunen Heide, auf der man nichts hörte als das Kommando des Aufſehers, das Rammen von Pfählen, das Knarren von Achſen, das Klirren von Ketten, das Sägen von Bohlen, das Schollern von Erdmaſſen, das Klappern von Drainröhren und ab und zu einen Jägerſchuß; nichts als das Trappſen ungefügiger Holzpantoffeln und einen Raubvogelſchrei aus dem unermeßlichen Luftmeer herunter. Ihm wurde ſo ſehnſuchtsvoll, daß er am liebſten Kehrt gemacht hätte und zurückgerannt wäre zu der länglichen Holzbaracke, deren Wände und auch deren Dach jetzt hinter einer Bodenerhebung verſchwanden.

„Voran!“ ſagte der Aufſeher grob. „Dat is kein Wetter für ſtillzuſtehen un Maulaffen feilzuhalten!“

Mützenich, das lange Dorf, nahm ſie auf; ſie mußten es ganz zu Ende gehen — faſt eine Stunde dauerte das — bis ſie an die Eiſenbahn kamen.

Und obgleich das Wetter so schlecht war, Kinder waren doch auf der Straße, Jungen und sogar auch Mädchen; und sie alle gafften neugierig, stoben dann auseinander wie in tödlichem Schreck, um sich dann wieder in Trupps zusammenzuschließen und laut hinterdrein zu heulen: „Huh, wat sieht de uhs!“ —

Das war Simeon Schalkenbachs Eintritt wiederum in die Welt, in die Freiheit.

* * *

Der Winter war übers Venn hingegangen, so langsam, so lautlos, wie nur ein Vennwinter schleichen kann. Nun war der Schnee geschmolzen; meterhoch hatte er gelegen, die Leute von Mützenich hatten tagtäglich immer von neuem zu tun gehabt, sich ein Pfädchen zu schaufeln. Oben in der Baracke waren sie bis zum Dach eingeweht gewesen, tagelang hatten sie nicht hinausgekonnt, nicht vor die Tür, und die Trostlosigkeit hatte auf dem First gehockt, und die ödeste Stumpfsinnigkeit hatte drinnen Platz genommen. Ohne Unterhaltung, fast ohne Worte hatten die Eingeschlossenen im Fachwerk zusammengehockt, Körbe geflochten und Besen gebunden und nicht gewußt, ob es noch Mittag war oder schon Abend, ob die Welt draußen noch lebte, oder ob sie vergangen war, gestorben im lautlosen Schnee wie alles.

Spät erſt begann es droben zu lenzen. Nicht alle Sträflinge waren mehr oben, und dieſe nur mit einem Aufſeher — es tat keine Not, wegrennen konnte keiner um dieſe Zeit — aber nun kam durch den zerfloſſenen Schnee der zweite Aufſeher von Aachen wieder an mit einem neuen Schub. Und aus den neuen Geſichtern heraus grinſte ein altes, ein nur zu wohlbekanntes: Nr. 40 war wieder da — o weh!

Sie hatten ſich alle nach dem Lenz geſehnt, nach ihm verlangt, wie ſie ſonſt nach nichts verlangten als nach ihrer Freiheit; nun aber verwünſchten ſie ihn: wenn der ihnen ſolch einen Vogel brachte! Den Winter über hatte ihnen wenigſtens das Eſſen geſchmeckt, dieſer einzige winzige Genuß, der ihnen geblieben war, — nun ſollten ſie auch auf den verzichten, ſich das bißchen wieder hereinſchlagen mit Grauſen, geſchüttelt von einem Ekel, der jeden überkam, ſobald er den da anſah?! Den da — den da! Blicke, in denen ſich keine Wiederſehensfreude malte, nur Abwehr — verdroſſene Abwehr, Widerwillen und Schreck —, begrüßten den alten Bekannten.

Der merkte das nicht; der war ja ſo glücklich wie noch nie in ſeinem Leben. Sein Geſicht, dem die Naſe fehlte, abgefreſſen vom Knochenfraß, deſſen Mund auch keine Lippen mehr wies, nur ein Loch mit fletſchen den Zähnen, dieſes Geſicht, das ſo ſcheußlich war mit den rotwülſtig geränderten Augen und

der genarbten, nur über Knochen gespannten Pergamenthaut, wurde noch scheußlicher in einem Lachen triumphierenden Glückes. Das hatte er aber mal klug gemacht, mächtig klug! Die heilige Jungfrau, die gute Patronin, sei gelobt!

Nicht gleich beim ersten Mal hatten sie ihn wieder gegriffen, so sehr er es auch darauf angelegt hatte — die waren eben doch dümmer, als wie er sie taxiert hatte —, aber das zweite Mal, zur Fastnachtszeit, da war's ihm trefflich gelungen. Da war er nachts in die Backstube eingestiegen, wo der übermüdete Geselle bei seinem Teig eingenickt war, hatte sich erst ordentlich satt gestopft an frischen Berliner Pfannkuchen, an Naunzen und Muzenmändelchen und hatte dann, als der durch das schmatzende Geräusch erweckte Geselle schlaftrunken auffuhr, demselben eins gehörig mit der Backmulde auf den Kopf gegeben. Es hatte ihm eigentlich leid getan, den armen Kerl, der so lecker backen konnte, so zuzurichten, aber was sollte er machen?! Wo kriegte er denn sonst die gewünschte Strafzeit — zwei Jahre zum mindesten — her?!

Und wirklich, zwei Jahre waren es diesmal geworden. Der gute Geselle hatte sechs Wochen im Krankenhaus liegen müssen — das war ‚Körperverletzung' — dazu kam das ‚schon vorbestraft'.

Simeon Schalkenbach stand so wohlgemut vor

dem Staatsanwalt, ſo freundlich grinſend, daß dieſer ſich rühmen konnte, noch von keinem Verbrecher ſo angeſehen worden zu ſein, und machte beim Schluſſe der Verhandlung ſo viele dankerfüllte Kratzfüße vor dem hohen Gerichtshof, daß die Herren ein Lächeln kaum unterdrücken konnten. Ihm war ſehr hoffnungsfreudig. Nur die eine Beſorgnis hatte er: ob man ihn auch wieder verſchicken würde zur Strafkolonie?! Aber richtig, auch dieſes Glück wurde ihm zuteil!

Eine nie vormals empfundene, nicht einmal vormals geahnte Freude überkam ihn mit ſchier herzſprengender Fülle, als die Tür der Holzbaracke mit dem roten Ziegelbach ſich ihm wieder auftat. Er war ſo ganz dieſer Freude voll, daß er den Schrecken nicht wahrnahm, das Entſetzen nicht, das die Geſichter vor ihm ſtarr machte. Geredet durfte hier nicht werden, hier hieß es: ſtumm ſich in die Tagesordnung einfügen; er tat das auch — nun war er wieder wie vordem Nr. 40, die letzte Nummer hatte er wieder bekommen —, aber der Blick ſeiner roten Augen ſagte jedem einzelnen der alten Freunde mit ſprechender Deutlichkeit: ‚Da bin ich wieder, ſei mir gegrüßt!‘ —

Von dieſem Tage an war es merkwürdig, daß von der Suppe, die ſonſt immer bis zum letzten Tropfen verbraucht worden war, ganze Portionen unberührt übriggelaſſen wurden. Und eine Verdroſſenheit war unter den Sträflingen, eine Unzu-

friedenheit, eine Mürrischkeit, wie sie in den schlimmsten Wintertagen nicht zu bemerken gewesen war. Ein paar Mal sogar mußte der Aufseher energisch eingreifen; es kamen ihrer welche ins Kaschötchen. Und immer wieder welche kamen hinein. Aber auch das nützte nichts, und nichts die verdoppelt strenge Zucht, nichts die auf die Hälfte herabgeminderten Rationen; wie Flügelschlag des Aufruhrs wehte es durch die Baracke. Wo kam dieser schlechte Geist nur auf einmal her?!

Der oberste Aufseher, der eine lange Praxis hinter sich hatte, sah sich seine Leute scharf an. Und dann nahm er sich Nr. 7 vor, den roten Fuchs; der war eine Intelligenz, der sollte beichten. Streng nahm er ihn ins Verhör: „Was ist los mit euch? Worüber habt ihr zu klagen? Warum seid ihr so rappelköpp'sch, he?"

Da brach es los wie ein Ungewitter. Der rote Fuchs zitterte vor Erregung: man war doch ein anständiger Mensch, der die Nase noch hatte und im Gesicht nicht nur ein Loch wie ein hohles Tor, ums Essen einzufahren, — und man sollte mit so einem essen?! „Pfui Deiwel!" Und er spuckte aus, gegen alle Disziplin, erbleichend vor Ekel.

„No, no," brummte der Aufseher, aber weiter sagte er nichts. Still sah er sich Nr. 40 an; und da mußte er sich's eingestehen: die anderen hatten nicht unrecht.

Als es zum Eſſen ging und Nr. 40 ſich wohlgemut auf die lange Bank ſchieben wollte, hieß er ihn aufſtehen und mit ſeinem Napf draußen vor die Tür hingehen. Mochte er da eſſen!

Mit einigem Erſtaunen folgte Nr. 40 dem erhaltenen Befehl; aber dann gewöhnte er ſich raſch daran, ſeine Morgen-, Mittag- und Abendſuppe draußen auf der Schwelle zu verzehren. Wenn man Hunger hat, ſchmeckt's ja auch da ſehr gut.

Aber die drinnen waren doch noch nicht zufriedengeſtellt. Lange genug hatte man ſich's gefallen laſſen müſſen, ſchon den ganzen verfloſſenen Sommer hindurch, murrten die Alten, mit ſo einem zuſammen zu ſein, zuſammen zu arbeiten, zuſammen zu ſchlafen, aber nun wollte man das nicht mehr! Das Recht wenigſtens hatte man zu verlangen, nicht mit Ekel Erregenden zuſammengepfercht zu ſein!

Und die neu Dazugekommenen, ſie, die noch nicht an den Anblick gewöhnt waren, murrten erſt recht: das war ja noch ſchlimmer als arbeiten und Freiheitsberaubung, das war gemein, einen mit ſolchem Greuel zuſammenzuſperren!

Wütende Blicke flogen; Blicke, die zuerſt nur Abwehr gezeigt hatten, Grauen und Widerwillen, wurden jetzt Blicke des Haſſes. Die guten Freunde wandten ſich von der letzten Nummer; da war keiner, der abends im Schlafſaal ein Wörtchen mit ihm getauſcht hätte.

Einer redete den anderen auf: pfui, dieſes lange Geſtell, dieſes Scheuſal, dieſes Gerippe ohne Naſe und Lippen! Sie alle, die hier zuſammenſaßen, verziehen ſich ihre Sünden untereinander: was war denn da auch weiter dabei, ein bißchen Diebſtahl, Meineid und Hehlerei, Kuppelei, Totſchlag und Vergehen gegen die Sittlichkeit?! Aber ein Mann ohne Naſe, mit einem Geſicht wie leibhaftig der grinſende Tod, nein, den wollte man nicht unter ſich dulden!

Im Schlafſaal rottete man ſich zuſammen. Es war zuweilen dort nachts ein Tumult, daß der Aufſeher mit dem Knüttel und der Piſtole hineinging; aber es half ihm nichts, daß er mit beiden Ruhe gebot, am anderen Abend erneuerte ſich der Spektakel. Und es half ihm auch nichts, daß er Nr. 40 aus dem allgemeinen Schlafraum heraustat und ihn hieß, neben dem Haus im Torfſtall ſchlafen. Gutwillig tappte der Schlafſelige da hinein und ließ den Riegel hinter ſich vorlegen; nun war er nicht mehr zu ſehen und zu hören.

Aber ſein Anblick foppte die anderen im Traum. Und wenn ſie auch nicht träumten und ihn auch nicht mehr neben ſich atmen hatten unter dem gleichen Dach, ſie ſahen ihn doch noch ſich dicht vor Augen ſtehen in der Schwärze des nächtlichen Dunkels. Und wie ſie ſich auch drehten und wendeten und die Augen ſchützten hinter dem vorgehaltenen Arm — er blieb ſtehen, und ſie ſahen ihn, wie am Tage ſo auch jetzt.

Wie immer. Sie wurden den Anblick nicht mehr los, wie ſie auch die Fäuſte ballten und mit den Füßen ſtießen und dumpfe Verwünſchungen auf ihn ſchleuderten. Verflucht! Das Venn war groß und weit, aber das lange Geſtell ging überall um. Es verfolgte ſie; es war bei der Arbeit, beim Eſſen, beim Schlafen; es war überall. In ihm ſtierte der Tod ſie an. Seine Hand ſchwang die Senſe — die mähende Hippe — lang flappte unterm Binſenhut das linnene Tuch und zeigte, ſich lüftend, knöcherne Wangen und fletſchende Zähne. Und es machte ſie raſend, verzweifelt, dieſen Tod eine Grube graben zu ſehen — wer kam da hinein?!

Der Oberaufſeher mußte Nr. 40 eine Arbeit anweiſen ganz weitab von den anderen, ganz für ſich allein; er konnte das ja getroſt tun, bei dem harmloſen Kerl war nichts zu befürchten, der rannte nicht fort. Und wär's ſelbſt ein Riſiko, er mußte es wagen, um die anderen zu beruhigen, denn ſonſt warfen ſie die Werkzeuge hin und verweigerten ihm den Gehorſam.—

Der harmlos Glückliche merkte von all dieſem nichts. Daß er allein arbeiten mußte, war ihm gerade recht. Auf dem weiten Venn aus der tiefen Grube Torf zu ſtechen, hei, war das eine Luft! Wenn er am Abend heimging von fleißiger Arbeit, unterm Frühlingshimmel voll gemütlicher Sterne dahintrabte, dann ſpitzte er wohl, den Spaten geſchultert, tief inner-

lich befriedigt, den lippenlosen Mund. Er konnte nicht mehr pfeifen, aber er war doch so froh, als hätte er gepfiffen, so hell und voll, wie die Amsel im Frühling pfeift.

Schon begann das Heidekraut grüne Spitzchen schießen zu lassen aus seinem dürren Braun, und die Sumpfdotterblumen und gelben Narzissen lachten wie Sterne an den Rändern der Lachen. Überall waren die Gruben gefüllt, aber ihr Wasser hatte nicht mehr die schaurige Kälte geschmolzenen Schnees; schon hatte der Himmel warme Maitränen hineingeweint, und die Sonne hatte es mit ihren Strahlen geküßt.

Nr. 40 kam eines Mittags nach Hause — er hätte sich am liebsten den Leinenkittel schon angezogen, den Binsenhut aufgesetzt und das mückenscheuchende, lappende Tuch daruntergelegt, so wohlig war's ihm heute — einen Kalmusstengel im Munde. Aus solchem Kalmus hatte er sich als Knabe eine Pfeife geschnitten und darauf lustig geblasen — warum sollte er's heute nicht ebenso tun? Aber statt zwischen Lippen hielt er jetzt den Kalmus nur zwischen den Zähnen, lutschte mit der Zunge daran und versuchte vergebens, ihm einen Ton zu entlocken. Er war vergnügt, aber es war ein furchtbarer Anblick.

Und so trat er in den Eßraum, wo sie schon alle bei der Suppe saßen; man hatte ihn heute ver-

geſſen, darum ging er hinein, ſich ſelber ſeinen Blechnapf herauszuholen.

Sie ſahen ihn alle, ſtarrten entſetzt und ließen ihre Löffel fallen.

„'eraus!“ ſchrie einer auf.

Und da Nr. 40 verdutzt ſtand, nicht wiſſend, ob es ihm galt oder einem anderen, ſchrieen ſie alle empört: „'eraus!“

Der Aufſeher ſchrie es, die Sträflinge ſchrieen's, und der rote Fuchs, den der Ekel würgte, ſtieß ſeine Schüſſel von ſich, daß die Suppe auf die Erde ſchwappte, und brüllte wie ein verzweifeltes Tier, brüllte zwiſchen Würgen und Heulen, ringend nach Atem: „Jeh, mach dich ab! Du Ekel — du Scheuſal — du fieſen Kerl! Ba, wat ſiehſte uhs!“

Und alle brüllten nach: „Du Ekel, du Scheuſal, du fieſen Kerl, mach dich ab!“

Und er fühlte ſich vom Aufſeher an den Schultern gepackt und hinaus vor die Tür geſchoben.

Da ſtand er. Und als niemand den Arm herausſtreckte, ihm ſeinen Suppennapf zu reichen, ging er. Erſt zögernd, ſich ab und zu umſehend, dann raſcher und raſcher.

Bei der tiefen Grube, weit draußen im Venn angelangt, fand er ſeinen Spaten in der moorigen Erde ſtecken, wie er ihn vor einer Stunde — nein,

ſo lange war's ja noch nicht einmal her — mit kräftigem Stoße hineingetrieben hatte.

Und er ergriff ihn. Seine Hände umklammerten das Werkzeug, mit dem er voller Luſt gearbeitet hatte, als müſſe er ſich an ihm halten. Hier war die Arbeit — aber die Luſt war vergangen.

‚— — — Du fieſen Kerl — du Ekel — du Scheuſal — wat ſiehſte uhs!‘ — — — das hörte er immerfort und ſehr deutlich.

War er denn wirklich ſo ſcheußlich?!

Einen Spiegel hatte er nie beſeſſen, auch nie daran gedacht, ſich zu beſpiegeln. Nun bückte er ſich über die Grube, ſich an ihrem Rande auf den Spaten ſtützend, den langen Oberkörper ragend und fragend weit vornüber gebeugt.

Das tiefe, glatte Waſſer, das unterm Sonnenglanz ganz ſtill in der Grube ſtand, gab ſpiegelnd ſein Bild zurück. Nun ſah er ſich. Und er erſchrak.

Ja, ſie hatten recht, ſie waren wahrhaftige Freunde, er ſah ſcheußlich aus! So ſcheußlich hätte er ſich's doch nicht gedacht — huh! Es überlief ihn ein Froſt, die fletſchenden Zähne ſchlugen ihm aufeinander.

„Ba, wat ſiehſte uhs!“ Er ſagte es laut zu ſich ſelber. Und dann nickte er langſam und ernſthaft mit dem Kopf: mach dich ab — ja, das war ganz recht ſo!

Nun wußte er auf einmal, daß ſie ihn mieden, daß alle ihn mieden. Und auch warum ſie ihn mieden. Warum ſich alle Türen ſo ſchnell vor ihm ſchloſſen, warum die Kinder johlend hinter ihm dreinſchrieen, und warum er keine Arbeit bekam. Nicht einmal beim Lumpenſortieren mochten ſie ihn. Er mochte ſich ſelber nicht.

„Mach dich ab!“ Er ſagte es ganz gelaſſen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Und dann ſtieg das lange Geſtell, der leibhaftige Tod in die Grube hinab, die er ſich ſelber gegraben hatte.

Sein Anblick ſchreckte fortab niemand mehr. —

Sie fanden die letzte Nummer nicht, obwohl ſie nach ihr ſuchten.

Das Kind und das Venn

Das Dorf iſt nicht wie andere Dörfer. Durch ſeine Mitte führt keine holprig gepflaſterte Hauptſtraße, an der die Weiber, Kartoffeln ſchälend und, ſchwatzend, auf ihren Türſchwellen ſitzen und die vielen Kinder luſtig miteinander lärmen; über die der Hirt wenn die Morgenſonne das Leben weckt, mit Tuten und Tröten die Gemeindeherde austreibt und ſie wieder eintreibt, wenn in der Abendſonne die glatten Rücken der braunen Rinder rötlich ſpiegeln; auf der am Sonntag die kichernden Mädchen luſtwandeln, in langer Reihe, Arm in Arm, und die grinſenden Jungen, die Mütze ſchief auf dem Ohr, die neumodiſche Zigarre im Mundwinkel, hinter ihnen drein klabaſtern.

Das Venndorf iſt ungeſellig. Kein Haus lehnt ſich ans andere. Verſtreut liegen die Gehöfte, jedes für ſich, auf Rufweite voneinander geſchieden.

Und um jedes Haus herum ragt die hohe Hain-

hatte er ganz aus der Welt herausfahren müſſen. So kam die junge Witwe wieder herauf zu den Eltern und brachte ihren Einzigen mit, den Gerhard; vier Jahre war der.

Viele Worte wurden nicht gemacht, als die Tochter heimkam. Die Mutter vergoß wohl ein paar Tränen, als ſie das neue Trauerkleid des Drück befühlte, aber im Grunde ſagten ſich beide Eltern, daß es nun, da ſie anfingen alt zu werden, doch gut ſei, wieder eine Hilfe im Haus zu haben; auf die beiden Söhne, den Jöpp und den Bärtes, war ſowieſo nicht zu rechnen, denen war die Bennerde zu mager geweſen, und ſie waren nach Amerika gefahren, um reich zu werden.

Drück fand gleich ihre Arbeit. Den Jungen aber nahm der Großvater an die Hand und führte ihn hinter die Hecke aufs Venn; da ſollte er ſpielen. Jedoch der kleine Kerl im Bozekleidchen*) ſpielte nicht. Er ſtand wie ein Pünktchen, verloren in der großen Weite, und ſah ſich verlegen um.

Unten am Rhein, in der Stadt, wo Gerret zu Hauſe geweſen war, da hatten die Menſchen dichter beiſammen gewohnt, ſo dicht, daß man ſich nicht zu fürchten brauchte. Und viele Wagen waren da ge-

*) Jacke und Hoſe aus einem Stück, hinten mit Knöpfen geſchloſſen.

fahren; er und andere Buben hatten ſich hinten angehängt und waren mitgeſauſt, ſo luſtig, haſt du nicht geſehen.

Hier rollte keine Kutſche.

An den Schaufenſtern hatten ſie miteinander geguckt und, mit den Fingern die Scheiben betupfend, ſich das Schönſte dahinter ausgeſucht.

Hier gab's keine bunte Pracht.

Und in den Rheinanlagen hatten ſie ſich auf den Bänken geſonnt unter Kaſtanien und Linden und ſich ſüß umduften laſſen von Nägelchen und Jasmin.

Hier roch's herb.

Von der Böſchung hatten ſie weiße Kieſel herunterflitſchen laſſen übers Waſſer und die milde Luft, geſchwängert von Tang und Teer und köſtlicher Feuchte, eingeatmet.

Hier oben bekam Gerret gleich im erſten Winter einen Huſten, und den kriegte er immer wieder, ſobald nur die Erika auf dem Venn braun ward und die Vorläufer der Herbſtſtürme die wenigen hochragenden Hainbuchen im Dorf entblätterten. Gleich Beſen ſtanden dann die Bäume, emporgereckt aus dem Grau des Venn zum Grau des Himmels.

Großvater Leis konnte es nicht begreifen, daß der Junge ſeine roten Backen verlor, die er doch mit heraufgebracht hatte.

„Wat fehlt dem Könkd?" fragte er wohl einmal

an Sonntagen, denn Wochentags hatte er keine Zeit dazu; da trieb er sein Vieh aufs Venn, überallhin, wo nur ein Hälmchen Futter zu holen war, trug Milch und Butter hinunter nach Montjoie, der Stadt, und bastelte sorglich an seiner Hecke. „Hafte Penkd, Jong?“ Und stellte sich den Jungen zwischen die Kniee und besah sich kopfschüttelnd das blasse Kindergesicht. Unwirsch zog er dann die Dose von Birkenrinde und stopfte sich eine Prise in die Nase: der Gerret war ja gar kein richtiger Eifeler Jung, der war ‚en doof Ühl‘!

Ja, was fehlte dem Jungen?! Drück wußte es auch nicht: der Wind ging hier so stark, vielleicht, daß er sich erst daran gewöhnen mußte!

Sie selbst hatte sich rasch wieder oben eingelebt; sie war ja hier geboren. Sie blühte noch einmal auf, und ihre Gestalt, zwar hager und nicht zur Fülle neigend, gewann an Kraft.

Wenn sie, die Ärmel aufgestreift, das Gedruckskleid hochgeschürzt, die nackten Füße in Holzklumpen, das Haar verweht, die Melkkübel und die Buttergefäße scheuerte und auf der Eimerbank an der Hecke zum Trocknen umstülpte, dann sah ihr Gerret fröstelnd zu.

Ihm wurde nie warm, selbst wenn er im Winter dicht beim Herd hockte; dann erst recht nicht. Dann heulte der Wind so schaurig im Rauchfang, wie die

armen Seelen heulen draußen auf dem Venn, die da jagen müſſen, immer jagen, und winſelte, wie der Mann ohne Kopf winſelt, der unten auf der Monſchauer Burg ſpazieren geht.

Angſt überfiel ihn in der dunklen Stube, vor deren Fenſter die Hecke aufragte, ſo hoch, daß man kein Stückchen Himmel ſah. Er lief hinaus vor das Haus; aber auch hier hinderte die Hecke. Er ſtellte ſich ins Heckentor — nun ſah er. Huh, eine Rieſenweite, in der ſich Nebel, lauter Nebel wälzten, und Wolken, mit denen der Sturm Ball ſpielte. Auch hier war kein Stück Himmel, auch hier war kein helles Licht. Und aus dem Grau rieſelte es; es rieſelte von der Hecke, es rieſelte am Boden, die Erde zerfloß unter den Füßen wie Brei. Der Wind holte aus und gab ihm einen Stoß, daß er umfiel, ſich nur mühſam wieder aufrichtete und weinend zurück in den Schutz der Hecke torkelte.

Es war das beſte, er kroch ins Bett. Da lag er, das Federbett bis an die Naſe gezogen, ins Kiſſen eingewühlt und hielt ſich das mit beiden Händen feſt gegen die Ohren gedrückt. Wie es draußen tobte, gellte, ſchrillte, brüllte! Das Venn, o das Venn, wenn das nur nicht hereinkam!

Seine Mutter teilte mit ihm das Bett, aber wenn ſie ſich am Abend bei ihm niederlegte, ſchlief ſie gleich ein nnd ſchnarchte mit offenem Munde.

So lag er denn ſtumm und allein und ſchwitzte und fror doch. —

„De Jong moß en de Scholl, dat hä alert wierd," ſagte Lennert Leis, führte den Enkel zum Herrn Lehrer und meldete ihn an.

Die andern Kinder im Dorf ſcheuten die Schule; ſie mochten lieber bei den Kühen auf dem Venn lungern oder im Winter mit dem Handſchlitten herunterglitſchen bis zum Lauſcherbüſchel und ſehen, wie der Eiſenbahnzug mühſam auf Station Montjoie zukeuchte. Gerret dagegen freute ſich auf die Schule: da waren ja ſo viele ſeinesgleichen! Er nahm's gar nicht übel, daß die anderen ihn gleich am erſten Schultag auf dem Nachhauſeweg prügelten.

„Haſte de Huck jeſchurt krigge?" fragte der Großvater, als der Enkel mit rotgeſchwollenen Ohren heimkam, und lachte. Ei, die würden ihn ſchon munter kriegen!

Gerret lachte auch, ſein ſeltenes, leiſes Lachen. Wo er früher gewohnt hatte — ach ja — da hatten ſich die Jungens auch immer gehauen! Wenigſtens etwas war hier ſo wie da!

Aber Freunde gewann er darum eigentlich doch nicht. Im Winter mußte er auch zu oft in der Schule fehlen, denn wenn das Wetter wild war, kam er nicht durch. Das Haus ſeines Großvaters war das letzte im Dorf, kein anderer hatte einen ſo weiten

Weg zur Schule wie er — wenigſtens dünkte ihn das ſo.

So entwöhnte er ſich des aufmerkſamen Lernens und Zuhörens, und in der ewigen Winterdunkelheit der Stube fiel es auf ſeine Seele wie ein Schleier. —

Drück ſorgte ſich darum: ihr Gerret war doch früher ſo ein luſtiges, dickes Jüngelchen geweſen, der mußte Würmer haben! Oder war er am Ende gar behext?! Zu dieſer letzteren Anſicht neigte die Großmutter: hatte man denn nicht ſchon ganz ſeltſame Beiſpiele erlebt?!

Aber der Großvater wollte ſo was nicht hören, er war ein ganz Aufgeklärter und hielt mehr von den Würmern. So zog er eines Tags, als er, wie gewöhnlich, Butter und Milch zur Stadt trug, einen ſchwarzen Sonntagsrock unter ſeinen blauen Kittel, hieß Drück den Jungen ‚ſtaats‘ machen und führte ihn an der Hand hinunter gen Montjoie.

Gerret war noch nie ſo weit gekommen. Alſo das war Monſche, die Stadt?! Eingeklemmt, klein und eng, fand ſie mit ihren grauen Häuſern kaum Platz zwiſchen den grauen Felſen; kaum hoben ſich ihre dunklen Dächer vom dunklen Geſtein. Und keine Gärten waren da. Grüne Fleckchen nur hingen ſchwindelhoch an den Felſen, nur durch Treppchen und Pfädchen erreichbar, vor denen es Gerret graufte. Die Straßen waren ſo ſchmal, daß ſich zwei Wagen

nicht ausweichen konnten. Und unheimlich ſah die große Burgruine herunter auf das Häuſerklümpchen. Und drüben der alte Wachtturm war noch trotziger und unfreundlicher!

Eine große Enttäuſchung kam über Gerret, hatte er ſich doch ſo ſehr gefreut, als es hieß: ‚zur Stadt.‘ Er hatte ſich alles ganz anders vorgeſtellt. Eine dunkle Erinnerung war in ihm aufgeſtiegen an ein Städtebild von heiterer Schönheit; beſchreiben hätte er dies freilich nicht mehr können, aber er fühlte es noch. Sein Blick ſuchte bunte Schaufenſter voll aller möglichen Pracht — er fand keine — und dort am Fluß, der rauſchend und brauſend dahinſtürmte im felſigen Bett, blühten keine freundlichen Anlagen! Nicht einmal Platz hätten die da gehabt neben dem ungebärdigen Waſſer.

An der gelben, mit weißen Schaumköpfen wie beperlten Roer entlang, vorbei an uralten Häuſern, die, von Pfählen geſtützt, ſich weit über den Fluß vorneigen, führte der Großvater den Knaben zum Doktor.

„Herr Dokter, dä Jong hat Wörm!“ Damit betrat er die Studierſtube.

Der Doktor kannte den Lennert Leis vom Vennhof, war der doch ſeiner Frau Butterlieferant. Er unterſuchte den Knaben gründlich, beklopfte ihn hier, behorchte ihn da und ſchüttelte zuletzt den Kopf: „Mit

Euren Würm, Unſinn! Der Junge hat nicht die richtige Konſtitution für Euch da oben! Bennluft — hm, hm! Geſund iſt er ſoweit; no, ich denke, er wird ſich ſchon nach und nach eingewöhnen!"

Nun natürlich, das meinte der Großvater auch. Wenn's weiter nix war! Zufrieden zog er ab, aber entſchloſſen, doch noch in der Apotheke Wurmſamen zu kaufen — eßlöffelweiſe zu nehmen zwiſchen Sirup gemiſcht — und einen Tee von Pfefferminzkraut und Stiefmütterchen für alle Fälle.

Der Doktor ſah den beiden nach, wie der kantige Bauer dahinſchob, weitausholenden, aber bedächtigen Schrittes, und den Knaben mit der geſenkten Stirn und den feſtgeſchloſſenen Lippen hinter ſich drein zog. Der Junge tat ihm leid. Und doch hätte er eigentlich nicht ſagen können: warum.

* * *

Gerret half nun ſchon ſeinem Großvater das Vieh hüten. Bald überließ ihm das der Alte ganz ſelbſtändig.

Viehhüten war das Amt aller Jungen im Dorf; ihrer zwei, drei taten ſich immer zuſammen, lagen auf dem Bauch im harten Venngras, ſpielten Karten oder rauchten eine ‚Pief', während das Vieh rundum ſuchte, wo es etwas fand.

Gerret gesellte sich zu keinem von ihnen. Er mochte nicht sprechen. Wenn seine Kühe schwammen im endlosen Meer des Heidekrautes und er ihnen langsam folgte, am Stengel einer der zähen Farren nagend, die unfruchtbar das Gras des Venn untermengen, war immer etwas um ihn, über ihm, das hob den Finger und sagte: ‚Sei still!‘

Das war das Venn, das machte ihn stumm. Das kam auf ihn zu — ein Gewaltiges, Übermenschliches — das rückte ihm immer näher, immer näher. Das bedrückte ihn; das erdrückte ihn schier. Er rang nach Luft, aber wehren konnte er sich nicht. Ganz still saß er, wie gebannt, starren Blickes.

Und raffte er sich endlich auf, riß sich gewaltsam los, lief davon und trieb seine Kühe heimwärts, und saß er dann bei den Großeltern am Tisch oder beim Lehrer in der Schule, auf derselben Bank mit den anderen Kindern, oder lag er bei seiner Mutter im Bett — nirgends, nie mehr vergaß er das Venn.

Er fühlte dumpf: sie, die da wohnte, draußen in der ungeheuren Weite, die mit den schweren, nachtdunklen Flügeln, die senkte sich auf ihn.

Er hätte gern geklagt, aber er wußte nicht, was er klagen sollte. — —

Jetzt war die schönste Zeit fürs Venndorf gekommen: die Heide blühte, und dazwischen reiften die Preißelbeeren. Die Schule hatte Ferien gegeben,

damit alle, alle hinauslaufen konnten und von dem köſtlichen Obſt einſammeln. Trüppchen von Kindern und Alte, die nichts Rechts mehr daheim nutzten, und auch Weiber, die ſonſt wacker in Haus und Hof ſchafften, alle zogen aus.

Das Gras war noch taubeperlt, die ſchwarzen Ginſterſtauden trugen noch Schleierhauben von ſilberigem Reifgeſpinſt, kühles Wehen jagte die Nebelfetzen, die noch überm Moor lungerten, vor ſich her und hängte ſie niederwärts den dunklen Tannen der Richelsley zwiſchen die Äſte. Mit nackten Füßen gingen die Beerenſucher ins feuchte Kraut: nur Beeren finden, Beeren, das Holzmaß voll, das ihnen am Halſe hängt, die Eimer voll, die ſie mitſchleppen! Der Herr Lehrer drüben von Kalterherberg ſchickte die Vennbeeren in die ganze weite Welt, und ſie kriegten's Geld dafür.

Weit über das Venn hin ſah man die halbgebückten Geſtalten der Weiber ſich ſcharf abheben vom helllichten Äther, der ſie umfloß. Und in der Mittagsſonne, die ſo mörderiſch brennt, weil kein deckender Bergrücken, kein ſchattender Wald ihre Strahlen auffängt, hockten die Kinder am Boden, mit beiden Händen reife und unreife Beeren der roten Träubchen abſtreifend und in ihr Mäßchen raffend.

Großmutter Leis hatte dem Gerret auch ein Maß umgehängt und ihn zum Sammeln ausgeſchickt.

Aber er kam ohne Beeren zurück. Das Venn hatte im Sonnenglaſt ſeltſam geflimmert; und als er ein Stück hineingeſchlichen war, ſo weit, daß die Schornſteine der Gehöfte hinter den Hecken verſanken, als er nichts mehr ſah als Venn, Venn und den leeren Himmel darüber, da hatte er ſich nicht weiter getraut. Da war er ſtehen geblieben und hatte die Beeren nicht geſehen, die am Boden blinkten. Geſtarrt hatte er, immer geſtarrt, bis das Sonnenlicht vor ſeinen Augen ſchwarz wurde. Und dann hatte er Ferſengeld gegeben und war zurückgerannt bis zu ſeiner Hecke, hatte ſich dort niedergeworfen und die Augen feſt zugekniffen. Und doch zwang es ihm wieder die Augen auf — er mußte ſehen, unverwandt hinſehen auf dieſen grauſamen Glanz und Glimmer.

Nun ſollte er mit den anderen Kindern gehen, und zwar am Nachmittag, wenn die Sonne nicht mehr ſo brannte. Der Huppert und der Karel wußten eine gute Stelle; ſie nahmen Gerret in die Mitte. Ein ganzer Schwarm folgte noch hintennach: der Klos und die Lies, die Zuphie und die Anne-Kathreng.

Auf Kaiſer Karls Bettſtatt zu ging der Marſch, eine halbe Stunde weit. Der Huppert führte nicht immer gerade den beſten Weg, den kenntlich-getretenen Pfad zwiſchen den Mooren; rechts und links ab ſchweifte er, und ſie patſchten und quatſchten. Aber

luſtig war das, ſelbſt Gerret lachte; die fröhlichen Kinderſtimmen verſcheuchten das Grauen.

Ihre Maße waren bald voll. Da krochen ſie auf den großen Stein, der, breit und maſſiv, mitten im Venn hingelagert, der Sage nach einſt Karl dem Großen, als der ſich auf der Saujagd im wilden Moor verirrt, zur Bettſtatt gedient hatte. Nun hockten die Dorfkinder darauf und baumelten mit den bloßen Beinen.

Sie ſchrieen, als ſie den Sonnenball wie ein ungeheures Feuer im tiefen Violett des Venn verlodern und das Blau des Himmels und die weißen Wolkenſchiffe von züngelnden Flammen verzehrt ſahen, jenes uralte Lied in den Abend hinein, das geſungen wird, wenn man am erſten Faſtenſonntag die Strohpuppe verbrennt:

„Strüh, Strüh —
Die Ahlt öss verbrannt,
Die Neu könnt ent Land!"

Alle rutſchten vom Stein herunter, faßten ſich an den Händen und tanzten einen mutwilligen Ringelreihen um den langſameren Gerret. Der Huppert packte ihn bei den Schultern und drehte ihn herum, ſo geſchwind, ſo raſend raſch, daß ihm Sehen und Hören verging, daß er ſchwindelig wurde und, halb lachend halb zeternd zu Boden taumelnd, die Augen ſchloß.

Als er wieder klar sehen konnte, waren Kinder fort. Er rief nach ihnen — ein Kichern wortete. Dann hörte er nichts mehr. Ihre [illegible] hatten sie mitgenommen; auch sein Maß. Und nun war es auf einmal Nacht.

Gerret fühlte seinen Atem stocken, aber er schrie noch, schrie: „Huppert! Klos! Karel! Ka—rel!"

Ein langes Hallen echote nach.

War da jemand?! Er rannte um den Stein herum — huh, da war das Grauen, das Venn selber! Und es sagte: ‚Still!'

Der Knabe wagte keinen Laut mehr. An die steinerne Bettstatt gedrückt, kauerte er sich nieder und riß die Augen weit auf.

Seine Gedanken jagten: wenn er jetzt fortliefe, rasch, rasch?! Ach, er konnte ja nicht! Eine Faust reckte sich aus dem Boden und hielt ihn fest. Wild pochte sein Herz gegen den harten Fels. Und wie kalt war der!

Gerret fror, daß ihm die Zähne klapperten. Seine nackten Füße waren ganz erstarrt und seine Hände auch.

Ob sie ihn nicht vermissen würden zu Haus? Ob sie ihn nicht suchen würden, holen kommen würden, der Großvater oder die Mutter?!

Ein Schluchzen würgte ihn, aber er traute sich nicht, laut herauszuweinen; nur seine Lippen zitterten.

Jetzt konnte er gar nichts mehr denken; alles war weg. Nur nicht das Venn, das Venn.

Unermeßlich war das, größer als die ganze Welt. Immer sah er's, auch wenn er die Augen schloß — nein, nicht zumachen, lieber sehen, sehen, was da geschieht!

Die Fledermäuse huschten auf; aus den Ritzen und Spalten der Bettstatt flatterten sie und streiften dem Knaben das Gesicht. Aber die schreckten ihn nicht — die waren ja lebendig — nur das Starre, das Tote, das vor ihm lag, entsetzte ihn. Es war tot und hatte doch eine Stimme — es war ein Gespenst!

„Gerret! Gerret!"

Er glaubte flüstern zu hören; durch die Nacht ging ein Raunen.

Jetzt hörte er's noch deutlicher: „Gerret! Gerret!"

Er machte sich so klein, als er nur konnte, zog die Beine ganz unter sich und quetschte den schlanken Körper in eine Rinne des Gesteins. Daß es ihn nur nicht fand — weh, o weh!

Weiße Nebel rückten heran und streckten die Hände nach ihm aus. In höchster Not irrten seine Augen empor. Am gleichmäßig dunklen Himmel, schwarz gefärbt wie ein Trauertuch, flinzelten Sterne. Und ihrer immer mehr kamen; in einer ungeahnten Pracht, in einer wunderbaren Fülle, in goldenem

Reichtum lächelten ſie nieder. Aber die tückiſchen Nebel nahmen auch dieſen Troſt. Sie reckten ſich empor und riſſen die Sterne herunter und vergruben ſie in die ſchmutzigen Waſſerlöcher des Moorlandes.

Die armen Sterne, konnten die auch nicht entfliehen?! Hier — da — dort blinkte ihrer noch einer auf, huſchte hin und her, tauchte unter, tauchte wieder empor, wandte ſich nach rechts, nach links, vor, zurück, unruhig-zuckend, zittrig-züngelnd — weh, das waren die Treulichter, die den Wanderer in den Sumpf locken! Die ſchickte das Venn nach ihm aus, die ſollten ihn holen!

Gerret warf ſich zu Boden und krampfte ſich mit beiden Händen in die zähen Sträuchlein des Heidekrauts. Nein, nein, er ging nicht mit, er wollte nicht kommen!

Jetzt ſchrie ein Nachtfalke, nun ein Uhu. Der Knabe fühlte ein Wehen über ſich von ſchweren Flügeln; lautlos ſenkten ſie ſich herab. Kein Entrinnen — ſchon fühlte er ihre Laſt — nur ein weniges noch, jetzt — jetzt ſchlugen ſie über ihm zuſammen.

„Hilf!“

Die Angſt des Todes öffnete Gerrets ſtumme Lippen, ſein verzweifelter Hilfeſchrei gellte übers Venn.

— — — — — — — — — — — — — — —

Lennert Leis, der ausgezogen war, den Enkel

zu ſuchen, als der mit den andern Kindern nicht heimgekommen war, hörte den Schrei von Kaiſer Karls Bettſtatt her ſchallen und im ſpottenden Echo des nächtlichen Venn widerhallen. War das Gerrets Stimme oder war ſie es nicht?! So hatte der Junge noch nie geſchrien. Der Großvater tappte noch einmal zum Stein zurück, ſich mit der Stalllaterne leuchtend, und ſuchte, wo er ſchon einmal geſucht hatte, und rief, wie er ſchon vorhin gerufen hatte.

Jetzt fand er den Knaben endlich, platt auf den Boden hingeſtreckt, ganz vergraben im Heidegeſtrüpp.

„Du Neckſnotz, du Döppe, du Killeſitz, du jrueß Kalleb, kannſte net Antwort jöwen?!“ Großvater gab dem Jungen einen gehörigen ‚hinten vor‘; er wollte es ihm wohl austreiben, alte Leute zu vexieren! Aber dann mußte er ihn ſich doch auf den Rücken laden, denn Gerret war nicht imſtande zu gehen. Seine Füße waren wie gelähmt. Er weinte nicht, er ſagte kein Wort, aber aus ſeinen weit aufgeriſſenen, ſtarren Augen ſprach eine ſolche Angſt, daß er zu Hauſe die Prügel nicht bekam, die ihm eigentlich noch zugedacht waren. —

Nun ging Gerret nicht mehr Preißelbeeren ſuchen. Er war nicht gerade krank, aber auch nicht geſund und noch ſtiller als zuvor. Die Großmutter ließ ſich's nicht nehmen: dem war was angetan! Da ſie das zum Manne nicht ſagen durfte, ſagte ſie es

zur Tochter; und Drück lachte jetzt auch nicht darüber, wie sie vielleicht unten in der Stadt darüber gelacht haben würde, sondern sie machte ein ganz betroffenes Gesicht. Aber dann faßte sie eine ärgerliche Scham: so ein Schlappjeh, wie kam sie nur zu dem?!

Die Großmutter machte es sich jetzt zur Pflicht, alle Wochen mindestens einmal mit dem Gerret beten zu gehen, niederwärts nach der Richelsley, dem Riesenstein im Venn, wo — größer als ein Mensch — das wundertätige Muttergottesbild in bunten Gewändern im Felsspalt steht.

Es war ein weiter Weg dorthin, und sie hatten nicht einmal Schatten. Das Heidekraut war auch schon verblüht, dürr und braun raschelte es um ihre Füße, und die harten Farne färbten sich bereits gelb. Nur die Tannen um die Ley waren noch grün, aber so dunkelgrün, daß sie fast schwarz, wie in Trauer standen. Das Kind empfand nicht den heimlichen Zauber, der sich zwischen ihnen spann, zarter als die weißen Fäden, die der scheidende Sommer ihnen an die Nadeln hängte. Das Kind fürchtete sich vor diesen einsamen Bäumen, die nicht mit Blättern rauschten; vor diesen stummen Wächtern einer ungeheuren Einsamkeit.

Den ganzen Weg betete die Großmutter, leis murmelnd, an ihrem Rosenkranz, Kügelchen rollte auf Kügelchen; wenn sie mitunter, sich verpustend,

ſtehen blieb, drängte ſich Gerret dicht an ihren Rock. Und wenn ſie ins nächtige Dunkel der Tannen eintraten, dann faßte er ihre Hand und ließ ſich, ſtolpernd, mit widerſtrebenden Füßen, voranziehen. Und wenn ihn dann die Großmutter neben ſich knieen hieß auf das ſchmale Betbänkchen, das vor dem von frommen Händen mit Papierroſen umkränzten Felsſpalt angebracht war, und wenn dann die Muttergottes auf ihn niederſchaute mit ihren großen blauen Augen und das ſternbeſäte Gewand ihr ſchön auf die Füße fiel, ſo fand er doch kein Gebet. Die Heilige ſtand in einem ſtarren Felſen, der ſich wie eine ſchwarze Grabesgruft über ihr wölbte, und die Roſen, die in jedem Windhauch kniſternd raſchelten, dünkten ihn Totenblumen.

Regungslos kniete Gerret neben der emſig betenden Großmutter. Er hielt wohl auch die Hände, zum Gebet zuſammengelegt, an die Lippen, aber keine Andacht kam in ſeine Seele, obgleich die Tannen rundum herrlicher dufteten als all die Altarkerzen droben zu Kalterherberg im Eifeler Dom. Verloren blickten ſeine Augen. Und wenn ihn dann die Großmutter am Ärmel zupfte oder ihn anſtieß, zum Aufbruch mahnend, dann erſchreckte er ſich ſo, daß er lallte.

Die Bittgänge zur Richelsley nutzten nichts; nun würde auch die Muttergottes im Stein bald

zugeweht werden von Schnee. So gaben ſie das Beten auf; wenn's wieder lenzte, würde man auch wieder damit anfangen. Ein paar alte kluge Frauen ſprachen von Echternach, drüben im Luxemburgiſchen, wo ſie zu Pfingſten ſpringen gegen allerlei Not, vorzüglich gegen die fallende Sucht bei Menſch und Vieh; aber Drück eiferte dagegen: ihr Gerret war doch kein Epileptiſcher oder ein mit dem Veitstanz Behafteter! Die frommen Brüder zu Mariawald im Trappiſtenkloſter, die das Gelübde ewigen Schweigens abgelegt haben, die würden gewiß ihren ſtummen Gerret am beſten verſtehen! Dahin wollte ſie ihn denn auch bringen, wenn das Frühjahr kam. Deren Segen würde ihn ſchon auferwecken!

Und Gerret, der von der Wallfahrt nach Mariawald ſprechen hörte, öffnete dieſem Gedanken ſein Herz. Er fühlte etwas wie Hoffnung aufſteigen in der dumpfen Schwere ſeiner Tage. Wenn der Winter doch erſt vorbei wäre! Dann zog er an der Mutter Seite gen Mariawald — er liſpelte das Wort in ſeinen Träumen: ‚Mariawald, Mariawald‘ — dahin konnte ihm das Venn nicht nach!

Aber vorerſt gab's Schnee. Und der laſtete auf dem Venndorf ſo ſchwer wie ſeit Jahren nicht. Man konnte nicht zueinander gelangen; nicht bis zum nächſten Hof. Inſeln gleich ſchwammen die einſamen Gehöfte im uferloſen Schneemeer des Venn. Die

Kinder konnten nicht zur Schule gehen. Da gewöhnte ſich Gerret das Sprechen ganz ab. Es hatte auch niemand Muße, ihm die Worte herauszuziehen; die Großmutter hatte Gliederweh, lag im Bett mit doppelt und dreifach umwundenem Kopf, und Lennert Leis und ſeine Drück hatten genug zu tun, um bei dem harten Winter das alltägliche Leben zu beſchaffen. Oft brüllte das Vieh vor Hunger; denn allnächtlich verſchneite immer wieder das Pfädchen, das mit Mühe vom Haus zum Stall gebahnt worden war, und vor den Türen türmten ſich Wälle.

Jetzt war auch die Hecke kein allmächtiger Schutz mehr; das Venn mit ſeinen Schrecken war hereingekommen, noch dichter zu den Menſchen.

Und Gerret zitterte. Er wagte nicht laut aufzutreten: daß es ihn nur nicht hörte, daß es ihn nur nicht hörte! Er wagte nur noch zu ſchleichen, den Rücken gebückt, den Kopf zwiſchen die Schultern gezogen. Die Furcht verließ ihn einzig und allein, wenn er ſchlief; und wenn's nur ein Duſeln war, in das er verſank, ſo tat das doch auch ſchon gut. So ſchlief er mit offenen Augen, beim Gehen und Stehen, beim Eſſen und Trinken — ſchlief immer.

Als der Winter endlich vorbei war, wachte Gerret noch einmal auf. Die erſte Lerche ſchwang ſich vom tauenden Vennrain trillernd in die Höhe, und: ‚Mariawald, Mariawald,' das war das Wort,

das ihn weckte. Das war wie der Gruß des Lenzes, der die erstarrte Erde zum Leben ruft.

Nach Ostern, am ‚Weißen Sonntag', hätte Gerret eigentlich wie seine Altersgenossen zur ersten heiligen Kommunion gehen sollen — das Alter dazu hatte er — aber der geistliche Herr stellte ihn noch um ein Jahr zurück. In einem Jahr war's vielleicht besser mit ihm geworden! Jetzt war er noch gar zu unverständig, zu wenig reif für die heilige Handlung, auf keine Frage wußte er zu antworten, saß immer als Letzter auf der letzten Bank und kaute an seinen Nägeln. —

‚Mariawald, Mariawald!' Sprach die Mutter hiervon, so röteten sich des Knaben Wangen. Großvater kaufte ihm zu Montjoie einen staatsen Anzug aus Buckskin, dem besten Tuch, das daselbst fabriziert wird; und auch Drück legte ihr bestes Gewand — das Trauerkleid war's um ihren Mann selig, das sie sonst nur zum Hochamt trug — zur Wallfahrt an. Essen und Trinken nahmen sie mit, denn der Fußpfad längs der Roer ist einsam, und einkehren wollten sie nur bei der Möhn zu Wollseifen, wenn der Gerret etwa gar zu müde werden sollte vom vielstündigen Marsch.

Aber Gerret brauchte keine Rast. Er eilte, er lief, daß die Mutter kaum Schritt halten konnte; er sehnte sich so nach Mariawald. Da würden die

frommen Mönche schon wissen, was ihn krank machte, besser, als es einstmals der Herr Doktor zu Montjoie gewußt hatte!

Als sie im Kermeter wanderten, dem großen Forst, der Kloster Mariawald umschließt, versuchte er ein Pfeifen. So hell war ihm noch nie eins geglückt. Die Mutter horchte verwundert auf: war's möglich, ihr Gerret konnte so schön pfeifen?! In steigenden und fallenden Rhythmen schwebte eine heilige Weise empor zu den vielhundertjährigen, nun neu knospenden Buchenwipfeln. Da wollte auch sie nicht zurückbleiben, ließ das murmelnde Rosenkranzbeten und erhob ihre Stimme zu dem Pilgerlied, das die Prozessionen singen.

Also singend und flötend erreichten sie rasch die Klosterpforte. Da waren noch andere Bittgänger, die draußen lagerten. Drück wollte anschellen, aber die andern unterwiesen sie: jetzt sei nicht die Stunde für Pilger, jetzt beteten die da drinnen in ihren Zellen in stiller Andacht. Um sieben Uhr abends erst werde wieder aufgetan. Und Weibspersonen sei überhaupt der Eintritt verboten, die dürften nur in der Kirche hinter dem Gitter des Vorraums knieen!

Drück ergoß sich in Klagen: erst um sieben wurde wieder aufgemacht?! Jesus, da war's ja schon Abend, wie fand sie dann im Dunkel des Waldes zur näch-

ſten Ortſchaft zurück?! Aber was half's, ſie mußte doch warten, ihrem Jungen zuliebe.

Ratlos irrte ſie mit dem Knaben um die Kloſtermauer. Sie kamen auch an die Kirchenpforte. Die war offen, aber ein dichtes Gitter entzog das Innere neugierigen Blicken. Und ſo ſtill war's, ſo totenſtill, daß man den eigenen Atem, ſchreckhaft laut, hörte. Kein Menſch war zu ſehen. Drück bekreuzte ſich: hier wars wie ein Kirchhof! Auch der Wald rundum rührte ſich nicht; er hatte noch keine Blätter und ſtreckte die zartgrauen Äſte und Äſtchen der Wipfel wie Silberfiligran regungslos in den regungsloſen Äther.

Gottlob, endlich was Lebendiges! Dort auf dem Acker, den man dem Wald abgewonnen hatte, dort, hinter dem Pflug her, ging eine Geſtalt in brauner Kutte, barhaupt und barfuß. Das war einer aus dem Kloſter! Schnell ging Drück auf ihn zu, aber der Schweiger wandte noch ſchneller ſein Haupt und zeigte ſein Antlitz nicht.

Da hieß Drück ihren Gerret hinlaufen und dem heiligen Bruder die Hand küſſen. Und der Knabe lief.

Nun hatte er ihn erreicht — nun war er dicht vor ihm — beugte die Kniee, ſtammelte atemlos ſein frommes: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ — blickte bebend und rot, heiß vor Erwartung, klopfenden

Herzens, voll ſeliger Spannung dem Helfer, dem Retter, dem Erlöſer entgegen — da — ein ſtummer Gruß! Und jetzt — ach, jetzt ein Angeſicht, das Gerret nur zu genau kannte.

Da war dieſelbe unermeßliche Einſamkeit, die ihn immer anſtarrte, alltäglich, ſtündlich. Dieſelbe ſtarre Öde. Dieſelbe ewige Traurigkeit.

Zitternd fuhr Gerret zurück von dem Antlitz des Mönches — weh, auch hier war das Venn, das Venn! — — — — — — — — — — — — —

Die Wallfahrt nach Mariawald hatte nichts genutzt, ebenſowenig wie die Bittgänge zur Richelsley. Der Junge war womöglich noch ſchlimmer heimgekommen. Und Drück hatte ſich's doch nicht verdrießen laſſen, bis zum ſinkenden Abend zu warten, inbrünſtig betend; und hatte dann den Knaben ſegnen laſſen und eine Spende in die Büchſe bei der Pforte — ‚fromme Gaben für das arme Kloſter Mariawald' — geſteckt, eine Spende, faſt über ihre Kraft. Kaum heimgebracht hatte ſie den Gerret am anderen Tag. Führen hatte ſie ihn müſſen den ganzen Weg; er hatte die Füße geſetzt wie ein kleines Kind, das erſt das Gehen lernen ſoll, oder wie ein ganz Alter, der das Gehen ſchon wieder verlernt hat.

Und ſo blieb es mit ihm. Er wurde nicht mehr munter. Als der Großvater an ſeiner Hecke ſchaffte, die jetzt in neuer Lebensfülle trieb und ſchoß,

ſah der Enkel ſtumm dabei zu. Und als der Großvater fertig war mit Schneiden und Binden und Ausholzen und Baſteln, und als die Hecke über und über grünte, fein ſorglich beſchoren auf den Strich, ſetzte ſich Gerret wieder in ihren kargen Schatten, wie einſt im ‚Bozekleid‘, und ſtarrte mit blöden Augen aufs weite, weite Venn, das kein Ende hat, das ſich ſtreckt bis in die Ewigkeit.

Und ſie, die da wohnt auf dem Venn, die mit den ſchweren, ſchwarzen Flügeln, nahm des Kindes Seele.

Und das Venn tat bald ſein Maul auf und nahm auch des Kindes Leib.

Verlag von Egon Fleiſchel & Co., Berlin W 35

Das ſchlafende Heer

Roman von C. Viebig

Preis: geheftet M. 6.—; gebunden M. 7.50

Aus den Beſprechungen:

Pfarrer Naumann ſchreibt in der „Hilfe“: Dieſer Roman iſt in jeder Richtung eine große Leiſtung. Er iſt zunächſt ein Beitrag zur Frauenfrage, denn er iſt eine Frauenarbeit, die jedem Manne Hochachtung abzwingt, er iſt ein Dichterwerk, denn alles in ihm iſt unmittelbar lebendig von einer bewundernswert ſicheren Einbildungskraft geſchaut, er iſt gleichzeitig ein politiſches Lehrbuch, denn er zeigt die Polenfrage in ihrer ganzen Wucht und Verworrenheit, beſſer als eine hiſtoriſch-politiſche Unterſuchung ſie darſtellen könnte. Es will uns ſcheinen, daß nichts, was Clara Viebig bis jetzt geſchaffen hat, ſo voll, ſo rund, ſo einheitlich iſt als dieſe Geſchichte, die ſich zwiſchen drei Rittergütern, einem polniſchen Dorf, einer Kleinſtadt und einer Kolonie der Anſiedelungs-Kommiſſion irgendwo bei Liſſa oder ſonſt hinter Poſen abſpielt. Es iſt fabelhaft, daß die Dichterin der Eifelgeſchichten und der Wacht am Rhein das polniſche Leben ſo in ſich hineingenommen hat, daß man ſeine Wiedergabe ohne weiteres als einfach wahr empfindet. Der Titel des Buches hängt ein wenig äußerlich an der Geſchichte, aber das ſchadet nicht viel. Es iſt der Traum eines alten polniſchen Schäfers, daß unter dem Berge polniſche Gewappnete ihrer Wiederkunft warten, bis einmal das Volk ſelbſt bereit iſt, in ſeinen Befreiungskampf einzutreten. Dieſe Gewappneten ſind das ſchlafende Heer, gleichſam die Vertreter aller der geſpenſterhaften Gedanken, die über die Köpfe der verlorenen Nation hinfahren. Wir ſehen als Glieder des wachenden Heeres den Geiſtlichen, der alle Fäden in ſeiner Hand hat, den Rittergutsbeſitzer, der ſich in den Reichstag wählen läßt, den armen kopfloſen, verängſtigten Schullehrer, den ſchon erwähnten Schäfer, die Bettelfrau und vor allem die gnädige Frau und ihre Jungfer, die den deutſchen

Männern die Köpfe verdreht, und daneben ein polnisches Mädchen voll Geduld und Treue. Auf deutscher Seite haben wir den Edelmann, der sich als deutschen Vorposten fühlt und sich und andere durch mangelndes Gefühl für die wirkliche Lage elend macht, seine tapfere, feine Frau, einen alten deutschen Inspektor und eine Kolonistenfamilie vom Rhein, die es unter mancherlei Leid drei Jahre im baum- und bergloſen Osten aushält. Die eigentlichen Verderber sind die polnisch gewordenen Deutschen, ein Förster und ein Inspektor. Nicht erhaben, aber auch kein Unhold ist der jüdische Krämer, dessen Karren durch alles dieses Getriebe hin und her fährt. Aber was nützt es, die Personen aufzuzählen? Damit ist ja doch weder die Stimmung noch der Verlauf gekennzeichnet. Die Stimmung ist leidenschaftsloſe Naturmalerei menschlicher Vorgänge. Man kann nicht sagen, daß die Dichterin irgendwo selbst hervortrete, am ersten noch in der Gattin des deutschen Gutsherrn. In gewisser Art erinnert ihre Art der Darstellung an den „Büttnerbauer“ oder den „Grabenhäger“ von Polenz, aber ihre Kunst ist darin größer, daß sie die Einheitlichkeit eines Vorganges herzustellen weiß, ohne sich an Einzelpersonen zu binden. Der Gegenstand, über den sie schreibt, ist der bewußte und unbewußte Kampf zwischen Polentum und Deutschtum, gerade auch den unbewußten, instinktmäßigen Kampf beschreibt sie gut. Und das Ergebnis ist die Niederlage der Deutschen. Zwar wird uns im Schluß eine neue Generation deutscher Kämpfer verheißen, die den Polen verstehen und zu nehmen wissen, aber für jetzt schließt die Geschichte mit deutschem Tod und Rückzug. Vergeblich, vergeblich! Und niemand sieht, wie es anders werden soll, denn die Kräfte, die hier siegen, werden ja bis zur nächsten deutschen Generation nicht schwächer. Clara Viebig zieht keine politische Lehre aus ihrer Dichtung; es gehört nicht zum Schauen, Vorschläge und Anträge zu bringen. Der Leser aber nimmt ihr Buch in die Hand und denkt an Bismarcks Polenreden, an Caprivi, Hansemann, Delbrück und vieles andere. Was nützt aber alles Politisieren gegenüber dieser Kirche und diesem Gefühlsleben? Kann man die Polen zu preußischen Staatsbürgern machen? Was soll ihnen versprochen werden, welche Phantasie, welches politische Schaustück? Ich weiß es nicht. Die erste Wirkung der Lektüre ist die Vergrößerung der politischen Ratlosigkeit gegenüber der Polenfrage. Aber auch das ist etwas Gutes, wenn es dazu hilft, schnellfertige Programme zu überwinden, wie Germanisierung durch deutschen Unterricht oder Einheit aller Deutschen im Osten. Unter allen Umständen gebührt der Schriftstellerin, die die Dokumente zur Beurteilung der Polenfrage vermehrt hat, der Dank auch der politischen Leute.

Auszüge aus Besprechungen:

„Neue Freie Presse", Wien: Das starke und ausgeprägte nationale Bewußtsein der Dichterin trübt nicht die Klarheit ihres Urteils über die Germanisierungspolitik der Reichsregierung in Preußisch-Polen und benimmt ihr nicht das schöne, edle Verständnis für die träumerische Sehnsucht eines besiegten Volkes . . . Sie ist in ihrem jüngsten Werke über sich selbst hinausgewachsen und hat sich in die erste Reihe deutscher Sittenschilderer geschoben.

Robert Jaffé in der **„Neuen Hamburger Zeitung":** Zu der erstaunlichen Schärfe der Charakteristik und der Stimmungskraft kommt noch ein goldener Dämmer hinzu, der über den Landschaften und Menschen dieses Buches liegt. Etwas von der Lieblichkeit und Reife, welche die Lektüre eines Fontaneschen Romans für manche geradezu zu einem glückseligen Ereignis macht, haftet auch an den Romanen von Clara Viebig, und es findet sich unter den deutschen Romandichtern der Gegenwart wohl kaum einer, der mit dieser ungewöhnlichen Kraft der Darstellung noch so viel Anmut und Schönheit verbände.

„Kölnische Volkszeitung": Alle die Gestalten erstehen in Fleisch und Bein vor dem Leser. Von bedeutender Wirkung sind auch die Naturschilderungen, und in der Darstellung einzelner Szenen von dramatischer Kraft und stimmungsvoller Weichheit bekundet die Verfasserin ihre gewohnte Meisterschaft. Alles in allem ein bedeutsames Werk.

Ernst Kreowski im **„Vorwärts":** Der Roman besitzt unbestreitbare Vorzüge. Alles ist mit realistischer Kraft gestaltet und voll dichterischer, wenn auch schwer atmender Stimmung. So etwas wie Erdgeruch entströmt dem Ganzen. Desgleichen entspricht es nur der „poetischen Gerechtigkeit", wenn Clara Viebig ihr Werk mit der zuversichtlichen Hoffnung auf das Erwachen einer neuen Ära des Deutschtums, welche die Sünden der Väter wieder gut zu machen, dem Land und dem Volke Glück und Frieden zurückzugeben berufen sein werde, frohgemut beendigt.

„Die Zeit", Wien: Es ist vorauszusehen, daß dieser neue Roman eine erregte Debatte in deutschen und polnischen Blättern entfesseln wird. Um seinen künstlerischen Wert wird man erst in zweiter Reihe fragen. Und doch muß auch

von dieſem die Rede ſein. Es iſt ein Kulturbild voll jener warmen, pulſierenden Lebendigkeit und friſchen Farbe, die alle Bücher der Viebig auszeichnen. Und ein feiner Schimmer jener Sentimentalität liegt oft auf dieſen Blättern, wie er in Clara Viebigs „Wacht am Rhein“ am hellſten war.

K. v. Perfall in der „**Kölniſchen Zeitung**“: In dieſen Volksfiguren bietet ſie wieder ein ganz hervorragend Lebendiges und zeigt ſich als eine Menſchengeſtalterin erſten Ranges, die friſch und unbefangen ins Leben hineingreift. . . . Wir möchten behaupten, „Das ſchlafende Heer“ ſei das bedeutendſte Werk, das Clara Viebig bisher geſchaffen hat. Es bringt ein bedeutungsvolleres Kulturbild, als „Das Weiberdorf“ und „Das tägliche Brot“ oder der „Müllerhannes“ es waren, und der künſtleriſche Aufbau iſt reiner, feſter gefügt als in der „Wacht am Rhein“.

Arthur Eloeſſer in der „**Voſſiſchen Zeitung**“, **Berlin**: Clara Viebigs Buch iſt gut deutſch, aber es ſchmettert keine chauviniſtiſche Fanfare ſo wenig, wie es entmutigt zum Rückzug bläſt, es iſt ein Buch der Sorge, und in dieſem Gefühl wird es die meiſten einigen, die nicht nur die Erhaltung der politiſchen Herrſchaft, ſondern auch die Exiſtenz unſerer deutſchen Kultur an der Grenze des Slaventums geſichert wiſſen wollen.

A. Traeger im „**Berl. Börſen-Courier**“: Überreich ſchier iſt des Buches Inhalt, und mit ſtaunender Bewunderung erfüllt uns aufs neue die überwältigende Treue und Kraft der Schilderung, dieſe Belebung des Lebloſen, überall nimmt die Dekoration mitwirkend teil an der Aktion, gehören Land und Leute unlösbar zuſammen. Clara Viebig ſieht mit dem Verſtand und ſchreibt mit dem Herzen, das voll tiefen Gefühls und unerſchrockenen Mutes.

Harry Mayne in der „**Deutſchen Literaturzeitung**“: Über alle herbe Wahrheit iſt leicht der Schleier der Dichtung geworfen. Bezogen auf die großen kulturgeſchichtlichen Zuſammenhänge kommt überall das Menſchliche rein zur Entfaltung. Wohl heben ſich dramatiſche Gruppenſzenen packend aus der Breite des langſamen, ereigniſloſen Dahinlebens heraus, aber im allgemeinen ſind die Mittel dieſer Darſtellung ganz ſchlicht und einfach. Ohne Beredſamkeit und Schwung, aber mit ſicherem Realismus und runder Schilderung ſagt uns Clara Viebig, was ſie uns zu ſagen hat, und das iſt nicht wenig.

Verlag von Egon Fleiſchel & Co., Berlin W 35

Vom Müller-Hannes

Roman aus der Eifel

von

C. Viebig

Preis: geh. Mark 3.50; geb. Mark 5.—

Aus den Beſprechungen:

Kölniſche Zeitung: Das Werk verſetzt uns wieder in die Eifel, und zwar in die Gegend von Maarfelden. Es führt uns den bekannten Typus des bäuerlichen Verſchwenders in ſeiner Verbindung von Geldſtolz und Lebensluſt vor, wozu in der weitern Entwicklung zum Untergang Eigenſinn und zornmäßiger Trotz ſich geſellen. Hannes, der Beſitzer der Maarfelder Mühle, iſt einer der reichſten Beſitzer der Umgegend, und er ſinkt zum Bettler herab, der noch dazu erblindet, und mit der Tochter in einer elenden Hütte hauſen muß. Das höchſt Verdienſtliche des Buches beſteht in der außerordentlichen Anſchaulichkeit der künſtleriſchen Darſtellung, die uns ohne breite Schilderungen doch mitten in die Eigenart von Land und Leuten verſetzt. Clara Viebig verſteht die Kunſt, in knappen Strichen ein deutliches Bild herzuſtellen. Sie iſt eine ſcharfe und fleißige Beobachterin, und doch nicht geſchwätzig, ſondern ſie trifft die richtige Wahl in Sache und Wort. Die Handlung iſt nicht ſehr verwickelt. Der Hannes ſteht beherrſchend im Mittelpunkt der ſtufenweiſe den Untergang herbeiführenden Geſchehniſſe, die auch außer einer Liebſchaft und der Brautwerbung im Anfang des Sommers ſich um nichts anderes drehen als eben um den Vermögensverfall. Das ſtarke Temperament der Dichterin gibt ihnen eben einen großen, häufig ganz dramatiſch wirkenden Zug, und zwar geſchieht dies trotz der ſtarken Anwendung des Eifeler Dialekts. Der Leſer findet in dem Buch die feſſelnde Schilderung einer lebensvollen Perſönlichkeit, eines urwüchſigen Menſchentums,

ein Stück deutſchen Bauernlebens, mit der Freude und Wirklichkeitsbeobachtung geſchaut, ohne den lehrhaften Zug, der ſich auch heute noch in ſolche Bauerngeſchichten gern einſchleicht.

Berliner Börſen-Courier: Wunderbare Begabung und ſtaunenswerter Fleiß gehen bei Clara Viebig Hand in Hand und haben ihr nicht bloß unter den deutſchen Schriftſtellerinnen, nein in der geſamten heutigen Literatur einen der erſten Plätze ſchnell errungen und dauernd geſichert. Kaum hat „Die Wacht am Rhein", dieſe großartige Schilderung einer gewaltigen Zeitepoche, das allgemeine Intereſſe auf das Tiefſte erregt, und ſchon wieder iſt ein neues Werk erſchienen, innerhalb eng gezogener Grenzen von nicht minderer Bedeutung. Nicht eines ganzen Volkes Ringen und Kämpfen um ſeiner heiligſten Sehnſucht Verwirklichung, ein einfaches Menſchenſchickſal, und kein außergewöhnliches, feſſelt und erſchüttert durch ſeine unerbittliche Folgerichtigkeit. Die Charakterſtudie eines einzelnen Mannes und ſeiner ganzen Umgebung, namentlich auch der örtlichen. An Schärfe der Auffaſſung, Erkenntnis des Zuſammenhanges und energiſcher Kraft der Darſtellung dürfte Clara Viebig kaum ihresgleichen finden, in der Belebung des Lebloſen hat ſie die meiſterliche Kunſt Zolas vollkommen erreicht. Von der beliebten Milieumalerei, einer Unterart des Dekorateur- und Tapeziererhandwerks, iſt hier nicht die Rede, wo die Äußerlichkeiten verinnerlicht ſind, in die Handlung hineinragen und ſie vielfach erklären und bedingen. (Inhalt) . . . Und dieſer herbe Eifelwind durchweht das ganze Buch, deſſen reicher Inhalt kaum ſkizzenhaft angedeutet werden konnte. Nicht die einfache Geſchichte, die Art der Erzählung iſt ein Kunſtwerk erſten Ranges. Alles iſt von friſcher, anſchaulichſter Lebendigkeit, plaſtiſch treten die Figuren heraus, auch der kleinſte Zug iſt nicht nur von überzeugender Wahrhaftigkeit, man hört die blanken Taler in der Taſche des breitbeinigen Protzen klappern und ſieht die heimlichen Tränen über die eingefallenen Wangen der vergrämten Dulderin rinnen. Die liebenswürdigſte, von wehmütigem Humor verklärte Geſtalt aber iſt der „Maarfeldener Voldes", wie ſie den Herrn Pfarrer Arnoldus Cramer zu Maarfelden gemeinhin nannten, der auf der Hungerſtelle alt und weltfremd gewordene ehrwürdige Geiſtliche, der den letzten ſchmalen Biſſen an ſeine Armen weggibt, und ob ſeiner dürftigen Gewandung ſchon manchen Verweis von oben erhalten. Von eigenartigem Reiz ſind die landſchaftlichen Schilderungen. Das Heimweh hat Clara Viebig in ihre geliebte Eifel zurückgeführt, wo ihr jeder Felſenriß und der kleinſte Strauch bekannt und vertraut, und ihre beſte Kraft wurzelt, iſt doch auch ihr Talent ein vulkaniſches.

Berliner Morgenzeitung: Clara Viebig, die ebenso fleißige, wie geniale Frau, hat auf den Lorbeeren ihres prachtvollen Buches „Die Wacht am Rhein“ nicht lange gerastet. Ihr neuestes Werk „Vom Müller-Hannes“ (Egon Fleischel & Co., Berlin) führt wieder in den Bezirk der Eifel, aus dem der junge Dichterruhm der Viebig die erste Nahrung zog. Verblüffte in der „Wacht am Rhein“ die ungeheure Vielseitigkeit und virtuose Gestaltungskraft des Schilderungsvermögens, so zeigt sich diesmal die Meisterschaft der Viebig in der Beschränkung. „Vom Müller-Hannes“ ist nicht so sehr ein durch reiche Handlung bewegter Roman, wie eine einzige, detailliert modellierte Charaktergestalt, die straff und breit aus dem knapp bemessenen Rahmen heraustritt. Ein richtiger Bauerntrotzkopf dieser Müller-Hannes, großspurig, protzig, wild, ein Dickschädel der nicht eher zur Ruhe kommt, als bis er sich und die Seinigen ruiniert hat. Aber auch die liebenswürdigen Züge dieses ungezügelten Menschen sind so stark entwickelt, daß sie immer wieder mit ihm versöhnen. Land- und Leute-Malerei des Buches aber bezeugen von neuem die Tatsache, daß Clara Viebig sich zur besten Schriftstellerin Deutschlands entwickelt hat und fest auf diesem Ehrenplatz steht. Wie viele ihrer berühmtesten Kolleginnen müssen den Ruhm eines Buches über die Schwächen der folgenden breiten. Frau Viebigs schöpferische Kraft scheint unversieglich. Und grade ihre letzten Leistungen zeigen die Kunst der Viebig in immer höherem Wuchs.

Wiesbadener Tageblatt: Die Urtänsnatur der echten Heimatkunst, die immer wieder dem echten Künstler, der sich ihr weiht, wurzelhafte Kernigkeit und Frische verleiht, zeigte sich selten so deutlich ausgeprägt wie bei Clara Viebig. Zum dritten Mal kehrt sie jetzt mit ihrer Dichtung zur Eifel zurück, jenem Gebiete, das sie erst der Literatur erschlossen, und wieder verdankt sie der Berührung mit dem heimischen Boden ein Werk von gesunder Lebenskraft, die Geschichte „Vom Müller-Hannes“. Solche, die eine Dichtung nicht anders fassen können, als wenn sie ihre Parteizugehörigkeit mit gewichtigem Ernste festgestellt, wollen in der Dichterin nur die konsequente Naturalistin sehen, die in einer Zeit, wo man längst zu anderen Idealen überging, noch mit fanatischer Energie das Panier des doktrinären Zolaismus emporhält. Nichts ungerechter als das. Nirgends fühlen wir bei Clara Viebig etwas von der mühsam erklügelten Gegenständlichkeit des fleißigen Motivsammlers, der mit seiner erdrückenden Masse gedächtnismäßigen Details die Poesie wie mit Keulen totschlägt; hier ist vielmehr, so sehr die Dichterin gelernt hat, unerschrocken der Wahrheit ins Auge zu sehen, die gestaltende Phantasie die Herrscherin, die alles Er-

ſchaute und Erfragte erſt zum Kunſtwerke emporhebt. Wohl freuen wir uns auch in dieſem Werke an der prächtigen Fülle von charakteriſtiſchen Beobachtungen, die niemand anders in dieſer Mannigfaltigkeit geben könnte, aber höher ſteht uns doch die eigentliche dichteriſche Stimmung, die diesmal auch das romantiſche Element in ſich ſchließt. Eine einfache Lebensgeſchichte wird uns gegeben, typiſch in gewiſſem Sinne für die ſoziale Degeneration des Bauernſtandes, ähnlich wie W. v. Polenz berühmter „Büttnerbauer“, nur mehr dichteriſch empfunden als jene meiſterhafte agrarpolitiſche Studie. Es iſt die Geſchichte eines reichen Eifelbauern von ſtrotzender Lebenskraft, des Müller-Hannes, der in wildem Übermute ſein Hab und Gut vergeudet, voll prahleriſcher Gutmütigkeit das Geld mit vollen Händen verſtreut und dabei doch im eigenen Hauſe den Tyrannen ſpielt, alles eine Miſchung typiſcher Züge ſteifnackigen Bauerntums, wie ſie oft genug in Dorfgeſchichten vorkam, nur daß eben alles zugleich jene perſönliche Note hat, wie ſie frühere Stilepochen nicht erreichen konnten. Ganz eigentümlich aber iſt der Schluß. Nach einer Kataſtrophe von elementarer Kraft, ein leiſes Ausklingen in ergebener Reſignation. Dem blindgewordenen Müller-Hannes, dem elenden Bettler, geht das innere Licht auf. In einer kleinen Hütte friſtet er ſein Daſein, von der Tochter ſorgſam behütet, und der Frieden der Seele, der höher iſt als alle Vernunft, wird ihm beſchieden. Er geht auf in der großen und ewigen Natur, die von Anfang an hereinragte in die wirre Leidenſchaftlichkeit der Sterblichen mit ihrer machtvollen Erhabenheit, und ihrer Größe fügt ſich demütig der kleine Menſch. Und wer ſieht, wie eben dieſes Walten, ſymboliſiert in der überragenden Vulkankuppe des Moſenberges, immer wieder in dem Buche bedeutſam anklingt, der wird in dem harmoniſchen Schlußakkorde keine Abſchwächung der tragiſchen Konflikte ſehen, keine romanhafte Stilwidrigkeit. Das ſchöne Buch iſt ein neues Zeichen echter Dichterkraft, ein erfreulicher Beweis, daß Clara Viebig, ſo fruchtbar auch ihre Schöpfertätigkeit iſt, nirgends ein Nachlaſſen ihres eigenartigen Talentes offenbart.

Aus den Preßſtimmen

über weitere Werke von

C. Viebig

Kinder der Eifel
Novellen

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

Düna Zeitung: Alle dieſe Novellen weiſen die Vorzüge auf, die den „Rheinlandstöchtern" eigen ſind: ſcharfe Beobachtung, Kenntnis der Regungen der Seele, tiefes Verſtändnis und ein warmes Herz für das Leid und Weh der Menſchen: nil humani a me alienum esse puto. Über dem ganzen aber liegt der Duft unverfälſchter Natur, aus ihm ſtrömt der kräftige Geruch der heimiſchen Erde, mit der die hochbegabte Verfaſſerin ſich eins fühlt, die ihr Anregung und Kraft zu neuem Schaffen gibt. — In der Tat, es iſt ein Genuß nicht gewöhnlicher Art, den man von der Lektüre dieſer Sammlung hat.

Rheinlandstöchter
Roman

geh. M. 6.—; geb. M. 7.50

Das Volk: Die Verfaſſerin iſt eine klare Beobachterin der Geſellſchaft in ihrem Tun und Treiben. Und was noch mehr iſt, eine tiefe Kennerin des weiblichen Herzens. Man kann an dieſem Roman die Pſychologie des weiblichen Herzens ſtudieren. Die natürlichen Regungen der Frauenſeele kommen in den einzelnen Perſonen in vielſeitiger Weiſe zur Darſtellung, und namentlich die Heldin kämpft einen trefflich geſchilderten Seelenkampf ſiegreich durch. Der Roman wird die Leſer und die Leſerinnen vom erſten bis zum letzten Worte in Spannung halten.

Vor Tau und Tag
Novellen

geh. M. 3.—; geb. M. 4.50

St. Petersburger Zeitung: — Sie packen, erſchüttern und regen eine ganze Welt von Gedanken an, dieſe Meiſterwerke

deutſcher Erzählungskunſt, dieſe vollendeten Seelengemälde, die bis ins kleinſte den Stempel der Wahrheit tragen. Nichts, gar nichts von Mache und Maniertheit, nichts von Spekulation auf gewiſſe Inſtinkte haftet dieſen Novellen an, in denen eine edle, nach Wahrheit ſuchende Frauennatur in formvollendeter Sprache, mit Kraft und Würde, mit heiligem Ernſt und oft genug blutendem Herzen einen Beitrag zur Seelenkunde des Weibes bietet.

Dilettanten des Lebens

Roman

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

Kölniſche Zeitung: Die ſtarke dramatiſche Steigerung, die die früheren Werke der Verfaſſerin auszeichnete, finden wir auch in dem vorliegenden Romane; in Straffheit der Kompoſition und gleichmäßiger Durchbildung iſt er ihnen überlegen. Ebenſo beweiſt die ſcharfe Charakteriſtik wieder die ungewöhnliche Begabung der Verfaſſerin. Trotz der Tragik des Romans fehlt es ihm auch nicht an gemütswarmem Humor.

Es lebe die Kunſt

Roman

geh. M. 6.—; geb. M. 7.50

Deutſche Welt: Ideales Ringen und Streben ſind in dieſem Roman aufs innigſte mit echt realiſtiſcher Darſtellung verbunden; die großen Gegenſätze der Zeit, die ſich mit den Schlagworten „Heimatkunſt“ und „Großſtadtkunſt“ bezeichnen laſſen, kommen in dieſem Zeitbild zum Austrag: von den kunſtzerſtörenden Einflüſſen der Großſtadt hinweg, zeigt dieſer Roman auf die Wurzeln aller Kunſt: Heimat und Perſönlichkeit, echte Natur und wahres inneres Erleben. Damit iſt auch der Ewigkeitsgehalt in dieſem modernen Zeitbild gegeben.

Das Weiberdorf

Roman aus der Eifel

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

Prof. B. Litzmann (Bonner Zeitung): Ein gutes, ein tapferes Buch, geboren aus reiner Menſchenliebe und großem Mitleid und geſtaltet mit tiefem Ernſt und der erhebenden und läuternden Kraft echter großer Kunſt. Möge ihm überall, vor allen Dingen aber in der Heimat der Dichterin, das Verſtändnis und der Reſpekt zuteil werden, auf die ein Werk von ſolcher Bedeutung Anſpruch hat.

Das tägliche Brot
Roman in zwei Bänden
geh. M. 8.—; geb. M. 10.—

Die Hilfe: Clara Viebig ist seit Jahren die gefeierte dichterische Künstlerin für einen Kreis literarischer Kenner, der sich durch ihre „Kinder der Eifel", ihre „Dilettanten des Lebens", ihre „Rheinlandstöchter" fesseln und auch nicht durch die herbe Kritik zurückschrecken ließ, die ihrem „Weiberdorf" weniger von künstlerischem als sittlichem Standpunkt aus zuteil wurde. Auch uns war sie schon lange die am meisten geschätzte deutsche Schriftstellerin der Gegenwart, von der wir noch Großes erwarteten und nun nach dem „Täglichen Brot", dieſem erſten und zugleich auch klaſſiſchen Dienſtbotenroman, erst recht erwarten dürfen.

. . . . . Inhalt . . . . . .

Ja — es iſt ein Meiſterwerk, was uns hier Clara Viebig bietet. Man erzählt von Damen, die tagelang nicht von den Schilderungen des Romans, von seinen überwältigenden Wirkungen losgekommen sind. Ich selbst habe solche gesprochen. und mir ist es auch nicht anders gegangen. Darin aber beweist sich die dichterische Kraft eines Romans, daß er uns nicht wieder losläßt, wenn wir ihn gelesen haben. Und so wissen wir denn auch zum Schluß unserer Besprechung kein besseres Wort als den Wunsch, daß die dichterische Kraft dieses klassischen Dienstbotenromans noch an recht vielen, auch innerhalb des Leserkreises der „Hilfe", sich bewähren, sich bezeugen möge.

Die Rosenkranzjungfer
Novellen
geh. M. 5.—; geb. M. 4.50

Die Wage (Wien): — Die Viebig hat nun eine Meisterschaft sich zu eigen gemacht, die einen weiteren Fortschritt fast ausschließt. Nur ihr Stoffgebiet hat sie noch ausgedehnt, und so spielt eine Anzahl ihrer neuen Novellen in Posen, am Grenzrain zweier Kulturen. Darunter die Perlen dieser Sammlung: „Die Mutter" und „Jendrok und Michalina". Daneben Proletariernovellen aus der Großstadt: „Frühlingsschauer", „Der Klingeljunge", „Der Sonnenbruder". In „Roter Mohn" wird man „Das tägliche Brot" in seinen Grundlinien wiederfinden, in „Hinter Mauern" einen Abglanz von Tolstois „Auferstehung": im Ganzen doch nur die Ähnlichkeit, die entfernten Zweigen einer Familie eignet. Ein Genrebild aus dem Leben der Marsch-

bauern, „Im Uebel“, das alle Geister des Humors entfesselt, beschließt den Band, der ein nicht unwichtiges Dokument zur Erkenntnis der deutschen Gegenwart darstellt. Denn die Viebig hat unbestochene Augen und ist vom Hüttenenthusiasmus freier denn irgend ein moderner Autor. Und sie ist mit den niederen Klassen des zeitgenössischen Deutschlands in allen Breiten vertraut und die Begriffe Heimat- und Großstadtkunst stumpfen in ihrer Person das Gegensätzliche ab. Ihre Vielseitigkeit und Unerschöpfbarkeit müßte stets aufs neue überraschen, hätten wir uns nicht längst des Versuches begeben, ihren Reichtum abzuschätzen.

Die Wacht am Rhein

Roman

geh. M. 6.—; geb. M. 7.50

Professor B. Litzmann (Der Tag): Es ist ein Buch für das deutsche Volk im höchsten und besten Sinne, ein Buch, das in keinem deutschen Hause fehlen sollte, ein deutscher Roman, wie wir ihn brauchen.

Karl von Perfall (Kölnische Zeitung): Ein nationalpolitisches Buch, aber auch ein Kunstwerk.

Albert Traeger (Berliner Courier): Ein Buch, mit dem ihrer Zeit und sich selbst die Dichterin ein bleibendes Denkmal gesetzt hat.

Professor M. Necker (Neues Wiener Tagblatt): Ein in der Seele modernes Buch, das uns auf einen hohen Standpunkt erhebt, von dem aus wir eine große welthistorische Entwicklung überschauen können.

Kurt Schede (Bonner Zeitung): Es gehört zu dem Schönsten und Reinsten, was je eine deutsche Frau geschrieben hat.

Buchdruckerei Roitzsch, G. m. b. H., Roitzsch.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE OCT 13 '36

DUE MAY 23 '50

MAY 18 '59 H

JUL 6 - 1979

CANCELLED

MAY 17 1984

3 2044 036 316 420